Dichter, Patriarch und Ritter.

Wahrheit

zu

Rückert's Dichtung

Von

Dr. C. Kühner.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1869.

Zwei Männer, — Patriarch und Ritter, — in Idyll und Liedern vom Dichter gefeiert, sollen aus dem Dufte der Dichtung hervor in lebenswahrer Gestalt vor den Leser treten.

Als nur wenige ihn kannten, noch wenigere ihn verstanden, haben sie, denen das Haar schon bleichte, den jugendlichen Dichter liebend an ihrem Herde gehegt und vorahnend an seine künftige Größe geglaubt. Sie haben das erste Lorbeerreis in seine Locken geflochten und mögen wohl ein Anrecht haben, aus fast halbhundertjährigem Todesschlaf hervor unter die Lebenden zu treten, die sich jetzt des vollen Kranzes auf dem Scheitel des Dichters freuen.

Was aber Rückert an jenen zwei Männern gewonnen und selbst, was er von ihnen gedichtet hat, kann nur im Zusammenhange mit den Erfahrungen seines vorausgegangenen Lebens ganz verstanden werden; und in dieses zunächst führe ich daher den geneigten Leser ein.

Nicht eine zusammenhängende Jugendgeschichte gebe ich, — nur lose aneinander gereihte Bilder, deren Züge ich zunächst den

Dichtungen Rückert's selbst*), anderen gedruckten, aber nur wenig bekannten Quellen und großentheils handschriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen, so wie meiner eigenen Jugenderinnerung entlehne.

So lenke ich den Blick zur ländlichen Flur, auf der einst der Knabe spielte und der Jüngling in idyllischer Stille dem ersten Flüstern seiner Muse lauschte; und auf Wanderungen und Irrfahrten begleite ich ihn weiter bis unter das Dach der neu gewonnenen Freunde, in deren Leben nun auch sein Leben sich innig verschlang.

Mögen sie, Dichter, Patriarch und Ritter vereint, mit einem Hauche ihres Geistes diese Blätter weihen, die der Verfasser in liebevoller Pietät auf dem Grabe in Neuseß niederlegt.

---

*) So namentlich den „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannsohns". — Die Stellen aus Rückert's gedruckten Gedichten, die in diesen Blättern angeführt werden, sind sämmtlich nach der Seitenzahl der Sauerländer'schen Ausgaben (gesammelte Gedichte 1843 und gesammelte Werke 1868—1869) citiert.

Inhalt.

III. Der Ritter von der Bettenburg.

Berichtigungen.

Rückert's Gedicht „Die drei Moosrosen", das wir S. 17 mitgetheilt haben, ist nicht zur Vermählung der Kronprinzessin von Bayern gedichtet, sondern, nach neuerer Ermittelung, erst später bei der Vermählung der Prinzessin Luise von Hildburghausen mit dem Erbprinzen von Nassau (24. Juni 1813) überreicht worden. Bei dem Feste waren, wie richtig angegeben ist, die älteste und die jüngste der drei Grazien anwesend.

Den jüngeren Voß, Heinrich, lernte Truchseß nicht in Heidelberg, sondern schon in Stuttgart kennen. Vergl. S. 140 u. 147.

Thümmel wurde von dem Ritter wohl nicht in Altenburg, wie S. 140 gesagt ist, sondern auf seinem Gute Sonneborn aufgesucht.

I.

Aus Rückert's Jugendzeit.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied . . . . .“

Des Dichters Heimath.

Deutschland in Europa's Mitte,
Und in Deutschlands Mitte Franken,
In des schönen Frankenlandes
Mitte liegt ein schöner Grund.*) . . . .

Ueppige Wiesen und laubumwaldete Hügel, hopfenbepflanzte Gelände und ein klares Flüßchen, das eilfertig mitten hindurch sich schlängelt, — das sind die bescheidenen Reize des Thals, welches der Dichter als seine Heimath preist.

Es ist der Baunachgrund, inmitten des schönen Frankenlandes. — Nach Süden hin führt er zu den weinbekränzten Ufern des Mains und zum offenen Bayernreich, — nach Norden hin steigen wachsende Höhen zum Rhöngebirge und zum länder- und ländchenreichen Thüringer Waldgebirge auf. Halbverfallene Ritterburgen und verödete Klöster findet der Wanderer, — moderne Schlösser und altehrwürdige Wallfahrtskapellen und überall ein Gemisch von nord- und süddeutscher Art, von Hopfen und Wein, von protestantischem und katholischem Wesen.

In der Mitte des Grundes aber, ein wenig abgerückt von der kleinen Baunach, liegt das Städtchen Ebern, in dessen Stille der Jüngling zum Dichter reifte, und nördlich davon auf ziemlich kahler Höhe an der winzigen Leinach das Dorf Oberlauringen, wo er seine Kinderjahre gelebt und das er selbst in eigentlicherem Sinne seine Heimath nennt, als die stolze Mainstadt, die sich rühmen darf, seine Geburtsstadt zu sein. **)

---

*) Gesammelte Gedichte II S. 30. Gesammelte Werke I, 512.

**) Rückert wurde geboren 16. Mai 1788.

Nicht der Main war mein Vertrauter,
Der so breit dort fließt,
Du, o Leinach, die so lauter
Sich am Dorf ergießt.*)

Wie arm und einförmig erschien diese Heimath, wie so weit abgelegen vom Weltverkehr! Und doch, wie reich und heiter war das Leben, das der Dorfamtmannsohn dort lebte!

Die Amtmannsbuben.

Als von Schweinfurt her (wohl schon im Jahre 1792) der fremde Justiz- und Kameral-Amtmann mit Kind und Kegel nach Oberlauringen gekommen war und in seinem kleinen Reiche mit ungewohnter Pünktlichkeit und Energie zu walten begann, hatten die Bauern ihren Spott über den hochgebauten Herrn:

Wir hatten keinen Storch
An unsrer Leinach Borden;
Nun klappert einer, horch,
Der ist hier Amtmann worden. — —

Und als dem großen Vater seine beiden Buben nachwuchsen, spotteten sie weiter:

Und ihres Vaters Gang
Auch die zwei Störchlein haben,
Die ragen ellenlang
Hin über unsre Knaben.

Sie reichen an den Ast,
Wo unsre Aepfel hangen;
Den Kranz sie werden fast
Herab vom Tanzbaum langen.

Sie spähn durch Busch und Strauch
Nach Vögelchen und Kirschchen,
Und schon nach Mädchen auch,
Daß es verdrießt uns Bürschchen.**)

---

*) Ges. Ged. II, 639. Ges. Werke II, 222.
**) Ges. Ged. II, 636. Ges. Werke II, 218 flg.

Aber mit heiterem Sinne lebten die Knaben in ihre Ländlichkeit sich ein; fern vom Geräusche großstädtischen Lebens, in einem beschränkten, aber bald ihnen heimischen Menschenkreise, im freudigen Spiele und Kampfe mit der Natur, unter manchen Entbehrungen, aber bei einem reichen Maße von Freiheit und fast Ungebundenheit, erstarkten sie zu frohem Muthe und früher Selbständigkeit. Der Vater lächelte zu ihrer Weise:

Jedes Kräutchen, jedes Pflänzchen
 Ist die Beute meiner Buben,
 Rothe Kehlchen, rothe Schwänzchen,
 Die Bevölkrung ihrer Stuben,
 Die sie mit gequetschten Schenkeln
 Aus den selbstgestellten Sprenkeln
 Oder fremden huben — —

Pfauenauge, Schwalbenspieße,
 Stolze Falter, welche tragen
 Silber, Gold und bunte Vließe,
 Sind ihr ew'ges Jagdbehagen;
 Nur die eingefärbten weißen,
 Welche mir den Kohl beschmeißen,
 Wollen sie nicht jagen. — —

Wann am Baum die Kirsche reifet,
 Rüsten sie den Kirschenhacken
 Und den hohen Ast ergreifet
 Einer auf des andern Nacken;
 Und es hat sie nie gehemmet,
 Daß am Stamm sind eingeklemmet
 Dörner scharf von Zacken. — —

In des Dorfes Knabenschaaren
 Kön'ge sind die Amtmannskinder,
 Und wo man sich liegt in Haaren,
 Bleiben sie die Ueberwinder. —
 Wenn sie einst sich müssen ducken,
 Werden sie ein wenig gucken,
 Werden's lernen doch nicht desto minder.*)

*) Ges. Ged. II, 662 ff. Ges. Werke II, 247 ff.

Auch von der Kehrseite seines freien, frohen Sommerlebens, — von der „Winterschule“ und den Studien, die er dort betrieb, — weiß der Dichter zu berichten:

Der Pfarrherr auf dem Polsterstuhle,
Die Pelzmütz' überm Ohr,
Am Ofen saß mit Rad und Spule
Der Frau und Töchter Chor;
Ich sagte her und übersetzte,
Hinhorchend wie's dort leise schwätzte,
Dann legt' ich meine Schriften vor:
Das war die Winterschule,
Worin sich mir erschloß der Weisheit Thor. — — —
Doch war der Winter hingesponnen,
Der Frühling unvermerkt gewonnen,
Ade nun Griechisch und Latein!
Dort fliegt aus seiner Puppe
Ein Schmetterling, und ich ihm hinterdrein.*)

Ohne Stadtverstand.

Als der Dorfamtmannsohn (10 Jahre alt) seine Geburtsstadt Schweinfurt besuchte und vor dem Mühlenthor frank und frei, wie an den Dorfhecken daheim, den blühenden Hollunder abraufte, wollten die entrüsteten Stadtsoldaten ihn ins Wachthäuschen sperren. Aber zu gutem Glücke kam sein alter Freund und Landsmann, — Pax, der „alte Schnurrengeneral“, zu seiner Hülfe herbei und

Sprach: Schleppt diesen Buben
Nicht in eure Mäuseschanz'!
In der dunklen Stuben
Läßt er euch kein Fenster ganz.
'S ist ein Amtmannsbube
Droben aus dem Haßbergsland,
Der bei Kraut und Rube
Nicht gelernt hat Stadtverstand. — —

*) Ges. Ged. II, 684 flg. Ges. Werke II, 271 flg.

Aber seinem Vater
Sag' ich's, der ihn ziehen soll.
Schnurr' nicht, alter Kater,
Nimm den Deut und trink' dich voll.*)

Voll von Dorfverstand.

Wie groß und reich war die Welt an der kleinen „Leinach Borden"! Groß und reich, weil ein frischer Kindersinn, „unbewußter Weisheit froh", in Wald und Feld die Stimmen der Natur zu erlauschen und dem kleinen und kleinlichen Menschengetriebe umher mit klaren Augen und froher Genügsamkeit Bedeutung und Freude abzugewinnen verstand. Und mit welchem köstlichen Humor weiß der Dichter dieses Treiben darzustellen! Da sehen wir die Pfarrjüngferchen

Im selbstgemachten Schöpfchen,
Im Lätzchen selbst gestickt,
Im selbstgeflochtnen Zöpfchen,
Im Strümpfchen selbstgestrickt.
Im selbstgebleichten Schürzchen,
Sie heben ruß'ge Stürzchen
Und rühren um im Töpfchen
Den Kohl, vom Gärtchen selbst beschickt.**)

Er führt uns zu „Frau Barbe" und ihren ungekämmten Töchtern, — lehrt uns die hochwichtige Autorität, den „Ritterboten Steigemeier", kennen, den „gnädigen Herrn und seine Bauern", die stattlichen Klosterleute zu Bildhausen, — den Gevatter Schneider und den Dorfkrautschneider Graumann.

Zur Winterzeit, wenn die Mädchen im Schulzenhaus zu Rocken sind, schleicht er im Schneegestöber heran und „schlägt den Hasen", — und im Sommer sehen wir den Amtmannsohn, wie

*) Ges. Ged. II, 642. Ges. Werke II, 225.
**) Ges. Ged. II, 637. Ges. Werke II, 219.

Er steht in hohem Garten
Vor seines Vaters Haus,
Des Samstagwerks zu warten, —
Er theilte Blumen aus;
Die Mägdlein und die Knaben
Sich drängten zu den Gaben,
Denn einen Sonntagstrauß
Will doch im Dorfe jedes haben.*)

Auch eine schüchterne Liebe schleicht sich in das Herz des Blumenspenders ein. Während er von dem Rand der Mauer herab Blumen in Menge herabfallen läßt, behält er die schönste Blume des Gartens, die er geschnitten, eine Moosrose, in der Hand; denn:

Es stand gleich einem Sterne
Entfernt ein schönes Kind;
Der hätt' er gar zu gerne
Geschenkt das Angebind.
Sie hätt' es gern empfahen,
Doch traut sich nicht zu nahen,
Und er kann's nicht im Wind
Ihr senden, ohne daß sie's sahen.**)

Da denkt er, morgen in der Kirche es vom Chore fallen zu lassen, ob vielleicht der Hauch eines Engels das Röslein zu ihr trüge, —

Er ist, wo sie nur ging und trat,
Ihr nachgegangen früh und spat.
Und eine Weidenpfeif' er schnitt,
Und blies zu Ehren ihr damit;
Er blies so stark und lang,
Daß ihm das Rohr zersprang.
Dann sah er Blumen um sie stehn
Und hinter ihr das Lämmchen gehn,
Und durfte sich nicht nah'n,
Weil Blum' und Lamm es sah'n.***)

---

*) Ges. Ged. II, 673. Ges. Werke II, 259.
**) Ges. Ged. II, 674. Ges. Werke II, 260.
***) Ges. Ged. II, 661. Ges. Werke II, 246.

Daß alle Liebesreminiscenzen, die durch die „Kinderjahre des Dorfamtmannsohns" vielfältig sich hinziehen, einer und derselben Geliebten gelten, wollen wir nicht behaupten. Nur von einer nennt er uns den stolzen Namen: es ist Annel, des Ritterboten Steigemeier „blauäugiges, tannenschlankes" Töchterlein, die einmal beim Beerensuchen sich mit ihm im Walde verirrt. Und es ist wohl dieselbe, der er später, als Geßner's arkadische Liebesschäfereien ihn mit unermeßlicher Sehnsucht erfüllen, in einem schönen Augenblicke mit schüchternem Flehen Schäferdienst und Schäferliebe anbietet;

> Doch sie lacht' und sprach: Nichts minder!
> Denn das Sprichwort sagt: der Schinder
> Und der Schäfer sind Geschwisterkinder! *)

Es wird uns übrigens berichtet, daß das schöne Annel so praktisch war, bald darauf (in ihrem 17. Jahre) statt eines Schindervetters einen rothbackigen Bäckergesellen zu heirathen, und daß der damals 19 Jahre alte Dichter mittelst einiger ärgerlichen Verse mit seinem Schmerze sich abfand.

Nicht alle Erinnerungen aus den Kinderjahren des Dichters sind ohne geschichtliche Erläuterung vollkommen verständlich; denn er hat sie, wie ja das überhaupt seine Weise war, aus innerem Drange, mehr sich selbst zur stillen Freude, als mit vorbedachter Absicht für andere gedichtet. Aber wir erkennen genugsam, wie das eigenste Wesen des Dichters schon in seiner Kindheit sich angelegt findet. Das innige Zusammenleben mit der Natur, der kindliche Sinn, der an den bescheidensten Freuden sich froh genügen, und die harmlos heitere Weise, mit der er der Welt Treiben an sich vorüberziehen läßt, — das alles keimt und knospet schon im Sonnenlichte des kleinen Leinachthals. Wir finden den sinnenden Knaben später wieder im

> Indischen Braman, geboren auf der Flur,
> Der nichts gelesen als den Weda der Natur, —

*) Ges. Ged. II, 677. Ges. Werke II, 263.

und das freiheitgewohnte Dorfkind erkennen wir wieder in der Königsresidenz, deren goldene Fesseln er sprengte, um nach seinem stillen Neuseß heimzukehren und lächelnd hinzuhören, wie die Berliner gleich seinem alten Schnurrengeneral an ihm sich ärgerten, daß er nicht gelernet „Stadtverstand.“

Der Musen Gruß.

Kaum läßt ein größerer Gegensatz sich finden, als der zwischen Göthe's und Rückert's Jugend! — Dort der Sprößling der stolzen Reichsstadt, mitten im Wogen eines reichen Lebens, allseitig angeregt und geistig gefördert; und hier der Knabe in seiner Dorfeinsamkeit, sich selbst und der Natur überlassen. Und doch führten ihre Wege, wenn auch erst am ferneren Ziele, nahe zu einander. Das „Weltkind“, vom Geräusche des Weltmarkts sich sammelnd, schuf in der Poesie sich eine stille Heimath und wendete sich mit liebender Betrachtung zur immer wahren Natur; das Landkind aber trat mit seinem unverdorbenen kräftigen Natursinn in die ihm neue Welt hinaus, um sie denkend und dichtend zu bewältigen; — und in der Blüthenfülle des fernen Orients endlich und in dem großen Gedanken einer Weltpoesie fanden beide, sammelnd und schaffend, sich zu einander.

Dem großen Meister hat das deutsche Volk, hat die Welt bereits ihren schönsten Lorbeer gereicht, — ein nicht viel minder reicher aber wird einst auch auf dem stillen Grabe zu Neuseß erblühen.

Der Knabe vom Haßberg in seinen Träumen sah schon die ersten Blüthenknospen; denn die Musen wissen die Auserwählten der Götter zu finden. Um ihren ersten Gruß ihm zu bieten, führten sie ihren Liebling — in ein katholisches Pfarrhaus.

Der Weg nach Großenbarrdorf
War öd' und etwas fern;
Nach dem kathol'schen Pfarrdorf
Ging ich doch immer gern.

Der Pfarrer dort, Herr Neurer,
War uns ein Freund, ein theurer,
Wir Ketzer waren lieb dem alten Herrn.

Gar finster war sein Zimmer,
Doch seine Seele licht. — —

Und wann zu Haupt gestiegen
Des edlen Weines Dunst,
Begann der Greis zu fliegen
Mit jugendlicher Brunst;
Da sprach er frei und mächtig,
Wenn auch nicht stets bedächtig,
Statt vom Brevier, vom Heiligthum der Kunst.

Warf er den ersten Funken
Vielleicht mir ins Gemüth?
Vom Wein, den er getrunken,
Hat mich ein Hauch durchglüht!
Ich sah von Sterneschleier
Umwoben eine Leier
Von oben, untenher von Ros' umblüht. — —

Ich kost' im Kosegarten,
Schon matt von Matthison,
Und schwor zu Gleim's Standarten,
Dem Frühling Kleist's entfloh'n. — —
Da wies der Greis zur Beute
Mich hin auf andres Erz.
Es waren seine Leute
Catull, Tibull, Properz. — —*)

In der Fremde.

Von der Winterschule des Pfarrherrn führte, etwas verspätet (im J. 1802), der Weg zum Gymnasium (in Schweinfurt) und von da in raschem Fortgang und mit hervorragender Auszeichnung zur Universität.

*) Ges. Ged. II, 666 ff. Ges. Werke II, 252 ff.

Rückert ging (im Herbst 1805) nach Würzburg, wo er als ein leitsamer Sohn nach des Vaters Wunsche Rechtswissenschaft zu studieren begann. Aber bald trat der Genius des Dichters in Widerstreit mit den praktisch vorsorglichen Absichten des Vaters. Er brach mit dem Brodstudium und wendete sich, dem innern Drange folgend, der „Philosophie und den freien Künsten" zu. — „Es war keine Rettung," so hörten wir ihn in späteren Zeiten mit feinem Lächeln sagen; „denn mein Kopf war an den ersten Grundbegriffen von Recht und Unrecht gescheitert." —

Aber der Bruch vollzog sich unter schmerzlichen Kämpfen; das sonst innige Verhältniß zwischen Vater und Sohn wurde getrübt, und die Verstimmung dauerte fort, als der Sohn (zu Ostern 1809) die Universität verließ, ohne in einen bestimmten Berufsweg eingelenkt zu haben.

Unter dem Einflusse dieser Stimmung und nicht aus Patriotismus allein mochte es geschehen, daß er (im Sommer 1809) das elterliche Haus verließ, um als Freiwilliger in österreichischen Kriegsdienst zu treten. Indes kam die Nachricht vom Abschluß des Friedens ihm in Dresden entgegen, und mißmuthig kehrte er in die Heimath zurück, — in das Städtchen Ebern, wohin sein Vater in eben diesem Jahre als Rentamtmann versetzt worden war.

In Würzburg hatte Rückert einen Universitätsgenossen gefunden, der bald sein innigster Vertrauter und treuer Berather wurde. Es war Stockmar von Rodach, auch ein Amtmannsohn, wie Rückert es war, und gleich begabt, gleich edler Gesinnung und hohen Strebens voll, als dieser.

Nach vollendeten Studien ließ Stockmar als Arzt (Stadt- und Landphysikus) in Coburg sich nieder und Rückert wanderte nun oft dahin, trat dort, von dem Freund geleitet, in manche geistig angeregte Kreise und erwarb in der lieben Frau Hofrath Bergner, in deren Hause der junge Doktor wohnte, eine schwesterliche Freundin, mit der er noch bis zum Jahre 1817 in Briefwechsel stand und bis zu seinem Tode in freundlichster Beziehung blieb. — Die

verehrungswürdige Frau, der wir manche werthvolle Notizen für diese Blätter verdanken, überlebte den Dichter nur kurze Zeit.

Uebrigens wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß Rückert's Freund, der Rodacher Amtmannsohn und Coburger Stadt- und Landphysikus, derselbe ist, der (im J. 1816) den zum Gemahl der britischen Thronerbin erkorenen Prinzen Leopold von Coburg als Leibarzt nach England und später (1831), als der Prinz auf den belgischen Thron berufen wurde, nach Brüssel begleitete, der vertraute Freund und Rathgeber nicht nur seines Königs, sondern auch der englischen Königsfamilie wurde, als „Baron von Stockmar" einen weithin mit Ehren gerühmten Namen gewann und ohne je in eine amtliche Stellung einzutreten, durch seine tiefe staatsmännische Einsicht und unwandelbare Redlichkeit nicht nur auf Belgiens Geschicke, sondern auch oft in den wichtigsten europäischen Fragen einen bedeutenden, immer nur der guten Sache dienenden Einfluß übte. — So weit aber auch auf diese Weise die Wege des Staatsmannes und des Dichters sich von einander getrennt hatten, so fanden sich beide Freunde doch am Abende ihres reichen Lebens wieder in alter Liebe zusammen. Denn seine letzten Jahre brachte Stockmar in Coburg zu und von dort sah man ihn oft mit rüstigen Schritten nach dem nahen Neuseß, der „Freudenfrohburg" seines Freundes, wandern.

In Hildburghausen.

Dem kleinen Coburg benachbart lag Hildburghausen, — die kleinste unter den sächsischen Hofresidenzen, aber nicht die letzte in feiner Sitte und gehaltvoller Würde. Es herrschte, von bedeutenden Männern getragen, Intelligenz und wissenschaftliches Streben in dem Städtchen und bei kleinbürgerlicher Weise ein allzeit reger Sinn für poetischen Genuß.

Wie Weimar zu Klein-Athen geworden war, so schien Hildburghausen Lust zu tragen, Klein-Weimar zu werden. Der Karl August

Hildburghausens war die Herzogin Charlotte, die geistreiche Schwester der schönen Königin Luise von Preußen; und nahe daran war es, daß Jean Paul der Hildburghäuser Göthe geworden wäre. Alles schwärmte für ihn und übte sich wohl auch in der Nachahmung Jean Paul'scher Witzsprudelei. Als er zwischen Meiningen, Hildburghausen und Coburg, überall gefeiert und gehätschelt, wählerisch hin- und herwanderte, um in einer der Städte eine neue Heimath sich zu gründen, gewann Hildburghausen den nebenbuhlerischen Residenzen den Vortheil ab, daß es den Dichter durch ein geistvolles, hochpoetisch gestimmtes Hoffräulein fesselte und ihn dazu mit den Ehren eines „Sachsen-Hildburghäusischen Legationsrathes" würdigte.

Aber in Ilmenau, wo bei einer Zusammenkunft der Liebenden unter der Vermittelung Herder's, der Richter's Caroline „über alle Schilderungen und fast über alle Frauen erhaben fand und sie anbetete, wie sie ihn anbetete" *), — die Verlobung vollzogen werden sollte, hielt am entscheidenden Abend ein finsterer Dämon den Liebenden bei einem guten Ilmenauer Biere fest, und die zartsinnige Geliebte (Karoline von F.) reiste am frühen Morgen des nächsten Tages nach Hildburghausen zurück. Richter kam zwar wieder nach Hildburghausen, aber der „Herzensbund", wie er selbst ihn nennt, blieb gelöst und die enthusiastische Gunst des Hofes selbst wurde etwas ernüchtert, als eines Tages das Unerhörte geschah, daß die fürstliche Tafel auf den eingeladenen Dichter warten mußte, und ein Lakai, der nach ihm ausgesendet wurde, die unterthänigste Vermeldung brachte, daß der Herr Legationsrath bei dem „Hofbüttner" auf dem Bette liege und eben nicht in der Verfassung sei, bei durchlauchtigsten Herrschaften aufzuwarten.

Nicht lange darauf (1801) schlug Jean Paul mit der jungen Frau, die er heimführte, seinen Wohnsitz in Meiningen auf, wo der treffliche Herzog Georg mit ihm in das freundschaftlichste Verhältniß trat. Doch schon nach zwei Jahren siedelte er nach Coburg

---

*) Jean Paul's Briefwechsel mit Otto. II. 277.

über; für Hildburghausen war er verloren. Dieses aber ließ in seiner poetischen Stimmung sich nicht beirren.

Ich will nicht eben behaupten, daß der Geschmack des Hildburghäuser Klein-Weimar durchaus geläutert war; aber er war für alles Schöne und Erhabene empfänglich. Selbst Regierungsräthe und Kammerherren fanden Muße und hatten den Trieb zu lesen, und wohl auch Lust und Geschick, sich selbst im Versmachen zu versuchen. Der erste Staatsmann des Ländchens, der treffliche Geheimerath Wagner, dichtete sogar Kirchenlieder und gab ein, in jener Zeit weithin geschätztes und verbreitetes Gesangbuch heraus.

Die besten Männer der Stadt aber fanden sich unter dem Schleier des Geheimnisses zu einem Treubunde zusammen. — Es bestand nämlich in Hildburghausen eine Freimaurer-Loge, — „die Loge Karl zum Rautenkranz" genannt, — die zu jenen Zeiten weithin unter den deutschen Logen in Ansehen stand. Der Vater der Herzogin, Großherzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog Friedrich und mehrere Hildburghäuser und auswärtige Prinzen waren Ordensbrüder, der Adel und die höchsten Beamten schlossen selbstverständlich sich an, und so wurde der maurerische Bund zum Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt und zu einer wohlthuenden Ausgleichung der Standesunterschiede und Berufsverhältnisse.

In dieses reich begabte Städtchen nun kehrte hin und wieder auch der junge Dichter von Ebern ein; denn dort lebten zwei Brüder und eine Schwester seines Vaters, denen er ein stets willkommener Gast war.

Im Jahre 1810, als die Sorge um ihn den Vater tief verstimmte, lebte er Monate lang im Hause des älteren Oheims, des Regierungsraths, und auf dessen Antrieb trat er (im Mai 1810) als Mitglied der Loge Karl zum Rautenkranz ein. Aber die wohlgemeinte Absicht, den jungen Mann auf diesem Wege in das volle geistige Leben des Städtchens einzuführen, wurde nur unvollkommen erreicht. Er lebte still und eingezogen im Hause des Oheims. Auf den Bergen stieg er umher, las und schrieb im stillen Stübchen,

spielte mit den Kindern; — in Gesellschaft ging er fast nie. Seine Poesieen hielt er geheim; nur seinen Verwandten theilte er in guten Stunden dieses und jenes seiner Gedichte mit.

Doch bald sollten seine Lieder in den Festsälen der Hofburg erklingen.

Ein Königssohn minnte damals um die schönste Rose des Landes; — Kronprinz Ludwig von Bayern bot der Prinzessin Therese seine Hand. — Der Tag der Vermählung (12. Okt.) war festgesetzt; der geliebten Fürstentochter wurden Abschiedsfeste bereitet, und alle Musen und Müslein drängten dienstbeflissen sich heran. Da fügte es sich, daß eine Kousine Rückert's, Ernestine Grimmer, — ein gar liebenswürdiges Försterskind mit einem schönen Anflug von Schwärmerei, — eben als jüngste Kammerfrau der Herzogin *) eingetreten war und ihrem „Dichtervetter", wie sie ihn nannte, das Versprechen ablockte, zu den Festen des Hofes eine poetische Gabe zu spenden. — Rückert versprach es, aber die Feier nahte und Rückert schrieb nicht. Dem Gedichte war im großen Festdirektorium bereits seine Stelle angewiesen, die ungeduldige Kousine mahnte und mahnte mit Scherzen; die Tante Rückert in tausend Aengsten drängte beim Mittags- und Abendessen und wollte schon schier verzweifeln; aber Rückert schrieb nicht.

Endlich in der zwölften Stunde erschien, wie plötzlich hergezaubert, sein Gedicht. Es wurde der hohen Braut bei dem Hofmaskenball überreicht und von allen gelobt und bewundert.

Man fragte und suchte nach dem Verfasser; — aber dieser demaskirte sich nicht, sondern wünschte sich, wie er später an seine Freundin Bergner schrieb, „zu den Gereuther Tannen hinweg" (einer schönen Anlage in der Nähe von Ebern, in der Rückert

---

*) Nicht als „Gesellschafterin oder Gesellschaftsdame der Herzogin von Hildburghausen-Saalfeld", wie wir irrthümlich gedruckt finden. Eine Herzogin von Hildburghausen-Saalfeld hat nie in der Geschichte und eine „Gesellschaftsdame der Herzogin" nie in der Etiquettensprache existirt.

öfters mit einer heiteren Gesellschaft sich zusammen fand) und verließ bald darauf Hildburghausen.

Doch nicht ohne eine zweite Gabe zurückzulassen. — Zur Feier der Vermählung des kronprinzlichen Paars, die in München stattfand, wurde nämlich auch in Hildburghausen ein Fest gegeben, und zu diesem brachte Rückert seine drei Moosrosen.

Zum Verständniß dieses Gedichtes bedarf es der Bemerkung, daß die Herzogin Mutter drei Töchter hatte, Charlotte, Therese und Luise, — alle gleich geliebt und liebenswerth, — und daß bei dem erwähnten Feste die älteste (seit 1805 an den Prinzen Paul von Würtemberg vermählt) als Gast, die jüngste (später an den Herzog Wilhelm von Nassau verheirathet) noch als heimische Tochter des Hauses gegenwärtig war.

Die drei Moosrosen, obschon sie damals für das bedeutendste der zwei Rückert'schen Festgedichte galten und allgemeinen Beifall fanden, sind von dem Dichter nicht in seine Sammlung aufgenommen worden. Wir geben das Gedicht nach dem uns vorliegenden Text:

Mit drei Moosrosen.

Drei Schwesterblüthen, einer Wiege Kinder,
Entstammend eines Mutterschoßes Moosen,
Bring' ich, dazu erwählter Kränzewinder,
Drei thaugesäugte, duftgenährte Rosen,
Als Bilder jener Dreie, die nicht minder
Zusammenblüh'nd in schwesterlichen Losen,
Den Rosen selber zuviel Ehr' erweisen,
Wenn sie sich lassen ihres Gleichen heißen.

Ich nah', und ach! schon stocken meine Schritte,
Ich sehe nicht den vollen Schwester-Reihen;
Die erste Rose seh' ich, und die dritte;
Zum Kranze fehlt die eine von den dreien.
Warum führt Sie kein Gott in unsre Mitte,
Das Fest zu sehen, was wir hier Ihr weihen?
Sie ist entrückt von uns in weite Fernen,
Daß wir, genießend, auch entbehren lernen.

Und zweifelsinnig blick' ich hin und wieder:
Zerreiß' ich mein dreifält'ges Angebinde,
Lege die zwei den zwei'n zu Füßen nieder?
Was soll ich machen mit dem dritten Kinde?
Ding' ich mir eines raschen Wests Gefieder,
Daß er's zu Ihr mir trage durch die Winde?
Nicht treu genug möcht' es der Bote tragen;
Ich muß mich eines bessern Raths befragen.

Wer ist Sie dort, daß sich in lichten Scheinen
Um Sie, als Sonne, dreht des Festes Sphäre?
Des Opfers Weihrauchwolken sich vereinen
Um Sie, als um die Gottheit der Altäre?
Sie könnte selbst die dritte Grazie scheinen,
Wenn sie nicht der drei Grazien Mutter wäre;
Zu Ihr werd' ich mich huld'gend nahen müssen,
Und meine Rosen legen Ihr zu Füßen.

Du bist's, die die drei Holden uns gegeben,
Für die ich Blumen las mit freud'gen Wahlen;
So laß mich ungetrennt die Blumen weben
Um Dich, als Bilder deiner drei zu strahlen.
Ob auch die drei nun fernhin uns entschweben,
Sie bleiben, in Dir, uns und unsern Thalen;
Stets, ob wir die drei Rosen auch verlieren,
Wirst du an aller Rosen Statt uns zieren.

Das von uns zuerst erwähnte Gedicht ist, wie wir annehmen müssen, das in die Sammlung (ges. Ged. I, 524, ges. Werke V, 62.) unter dem Titel: „Hochzeit- und Abschiedsgeschenke an eine fürstliche Braut“ aufgenommene Festgedicht.

Wie aber damals dem lieben Bäschen zu Liebe, so gratulirte 25 Jahre später Rückert „im Auftrag der Universität Erlangen“ zur Silberhochzeit des Königs Ludwig und schloß mit den Worten:

Vor fünfundzwanzig Jahren weihte
Mein erstes Lied sich Eurem Bund,
Und heut mit Silberklang das zweite
Thut Eure Silberhochzeit kund.*)

---

*) Ges. Ged. III, 389. Ges. Werke I, 266.

Der Privatdocent.

Von den glänzenden Hoffesten hinweg ging Rückert, — noch im Spätherbst des Jahres 1810, — nach Jena, um dort bei gestrengen Herren um einen bescheidenen Katheder zu werben.

Es galt dem Versuche, als Privatdocent einzutreten und damit in eine feste Laufbahn einzulenken. Er, der bisher nur mit Poesien zu tändeln schien, rüstete jetzt sich zu einem scharfen Waffengange der Wissenschaft.

Seine originelle Inauguraldissertation war ein unerhörter Angriff auf die alte philologische Schule, und in der Disputation, in der er (20. März 1811) seine Sätze vertheidigte, entfaltete Rückert eine Schlagfertigkeit und humoristische Schärfe, die selbst den bisher unnahbaren Eichstädt außer Fassung brachte und nur unter der Wucht des Ordnungsrufs des präsidierenden Dekans (Rueckerte, commendo tibi modestiam!) auf die Defensive sich zurückzog. — Zu Ehren des jungen kühnen Docenten warfen die Studenten seinen Opponenten des Abends einige Fensterscheiben ein. Professor Passow in Weimar aber erklärte, in vollkommen richtiger Konsequenz der alten Schule, die Rückert'sche Schrift für das Werk eines Narren und verhöhnte sie in Knittelversen.

Auch über des jungen Docenten erste Begegnung mit Göthe waltete ein Unstern. Er habe, so hörten wir ihn in späteren Jahren mit heiterer Laune erzählen, als supplicierender Docent dem Dichterfürsten die Aufwartung machen wollen, — in Eskarpins und schwarz seidenen Strümpfen, — und habe eine schöne Anrede schönstens einstudiert gehabt. Aber an der geheimeräthlichen Thür sei er mit höflicher Entschuldigung abgewiesen worden und ärgerlich in den Gasthof zurückgegangen, habe hier der fatalen Staatskleider sich entledigt und eben beim Mittagsmahl mit einer Flasche Wein die Grillen gründlich ertränkt, als ein Lakei erschienen, um ihn sofort zum Minister zu entbieten. Nun habe es gegolten, in eiliger Hast die Kleider wieder zu wechseln und die Geister des Weins abzudämpfen.

Als er aber nun bei Göthe eingetreten, sei die rechte Stimmung doch verloren und die schöne Anrede ganz vergessen gewesen.

Wahr mag sein, daß er von Göthe nicht ganz verstanden und gewürdigt wurde; doch nicht minder wahr ist, daß Rückert nie an Göthe irre wurde, in Liedern ihn feierte und stets sich zählte

„— — zu den Männern, die in seiner
Bewundrung sich herangebildet haben.“ *)

Der Versuch einer akademischen Wirksamkeit schlug fehl; schon vor Ostern 1812 verließ Rückert Jena.

In trüber Stimmung wanderte er zu Fuß der Heimath zu. Im Dorfe Effelder trieb ihn, bei anbrechendem Abend, ein wüstes Regenwetter in das Wirthshaus. Hatte er noch nicht von dem allzeit gastlichen Effelder Pfarrhaus gehört? nicht von den schönen Töchtern und von der schönsten, der geistreichen Friederike? Ist er zu schüchtern, um an die gastliche Pforte zu pochen?

Nur ein Briefchen sendet er hinüber mit der Bitte um ein paar Bücher zur Unterhaltung. Die Wirthin, die er schickt, kommt bald wieder: „Mamsell Riekele schickt da Bücher,“ sagt sie, „und auch ä Zettele dazu.“ Wirklich lag ein Blättchen von Frauenhand bei. Der Vater, so hieß es darin, sei eben abwesend, und der Herr möge daher entschuldigen, wenn die Bücherwahl wohl nicht die beste sei; — und mit zartem Takte war angedeutet, daß der Vater, wenn er anwesend sei (die Mutter war schon gestorben), gewiß sich freuen würde, den Herrn Doktor im Pfarrhaus willkommen zu heißen.

Rückert las, während er seine Kleider trocknete. Am frühen Morgen wanderte er weiter; im Pfarrhaus am Fenster sieht er ein blühendes Töchterlein. Ist's vielleicht des Pfarrers Riekele? denkt er. — Sollte der große Mann der Amtmannsohn von Ebern sein? fragt es dagegen im Pfarrhaus. — Hat nicht eine Ahnung künftigen Glücks und Leids die Beiden durchbebt? — — Der Wanderer grüßt

*) Ges. Ged. III, 507. Ges. Werke VII, 152 und Ges. Ged. I, 446. Ges. Werke VII, 70.

und schreitet weiter. Noch ehe der Tag sich neigt, langt er in Coburg an; aber er geht nicht weiter; denn er hat nicht Eile, zurückzukehren ins elterliche Haus.*)

Agnes.

Nach einem trüben Winter folgt für den Dichter ein an Gram und Liedern reicher Frühling. — Des Lenzes schönste Blüthen windet er zu Trauerkränzen für ein geliebtes Grab.

„Ein engelgleiches Himmelsbild", ein frohes Kind, das eben erst verschämt in jungfräuliche Reize sich zu kleiden beginnt, — Agnes, — des Dichters Freude und vielleicht seine stille Liebe, sie wird, unter den Schauern eines rauhen Aprils, als sie eben in frohem Tanze dahin schwebt, vom Fittich des Todes berührt, erhebt sich zwar im wonnigen Mai noch einmal zu frischem Leben, und der Dichter sendet „zu Pfingsten 1812" einen Sonettenkranz als „Maiengruß an die Neugenesene". **)

Aber als, um das Fest ihrer Wiedergenesung zu feiern, Rückert mit Freunden und Freundinnen nach dem freundlichen (schon einmal erwähnten) Gereuth wandert, kommt ihnen von Rentweinsdorf die erschütternde Kunde von Agnesens plötzlichem Tode entgegen! Sechzehn Jahre alt,

In ihrer Jugend vollstem Ueberschwange,
Den Blick in ungeduld'gem Hoffnungsdrange,
Gerichtet vorwärts nach des Lebens blum'gen Strecken,***)

ward sie, „die Schönste aller Schönen", ins frühe Grab gebettet.

Da beben alle Saiten in des Dichters Harfe und er stimmt sie zur Todtenfeier:

---

*) Die Angabe B.'s, daß Rückert schon damals das Effelder Pfarrhaus besucht habe, ist nach den bestimmten Versicherungen der Schwestern des Riekele als irrig anzunehmen.

**) Ges. Ged. I, 388. Ges. Werke I, 356.

***) Ges. Ged. I, 374. Ges. Werke I, 337.

Nun aber will ich sehn, ob man mit Armen
Der Poesie kann in die Wolken reichen,
Und niederholen aus des Lichtes Reichen
Trostschätze für ein Herz, das will verarmen;
Sehn will ich, ob Begeistrung mit den warmen
Gluthhauchen kann des Grabes Thür erweichen,
Daß lebensfrisch daraus hervorgehn Leichen,
Die eingesargt der Tod hat ohn' Erbarmen.*) — —

In zarten Tönen klagt ein tiefes Weh, — ein heiliger Gram, frei von Leidenschaft und wildem Schmerz:

Tritt sanfter auf mit deinem Flügelschlage,
O Zephir, denn du rührest heil'ge Räume;
Es flehen dich die Blätter dieser Bäume,
Nicht zu verwehen ihre leise Klage.
Senkt duftiger zu diesem Blumenhage,
Ihr Wolken, eures Vorhangs dunkle Säume,
Daß ungestöret hier die Holde träume,
Die hier sich bettete so früh am Tage!
Sie will nicht wachen! Schlafen will sie. Wache
Für Sie denn unser Schmerz und unsre Thränen,
Und unser Segen schaukle ihre Wiege. — —**)

Himmel und Erde, Wald und Flur hüllt der Dichter in Trauer und verhüllt damit seine eigene. Die im Grabe ruht, sieht er nur noch als Heilige in höheren Sphären.

In diesem Sinne dichtet er 41 Sonette und 9 Zugaben. Einige davon mögen ans Pathetische streifen oder den Eindruck künstlerischer Studien machen; alle aber sind voll hoher Schönheit und am rührendsten erscheint das zuletzt angefügte Sonett „nach vier Jahren, in der Fremde":

Sie haben wohl indes daheim vergessen,
Was sie gewohnt sonst waren, Blumengabe
Zu bringen, süße Blume, deinem Grabe,
Seit ihren Lauf der Jahre vier durchmessen.

---

*) Ges. Ged. I, 373. Ges. Werke I, 335.
**) Ges. Ged. I, 374. Ges. Werke I, 337

Und selber, ach, vergaß ich hier indessen,
Was ich unmöglich einst geachtet habe,
Daß andres je als Gram um dich mich labe,
Vergaß den Gram, von todter Lust besessen.
Da muß an Dich mich dieser Sommer mahnen,
Der, kalt und rauh, dem gleicht, in dessen Schauern
Einst, zarte Blüthe, du von hinnen gingest.
Die Sehnsucht kehrt, und sucht die alten Bahnen,
Aus diesem frostigen Land zu jenem lauern,
Wo du nun längst mit Engeln Tänze schlingest.*)

Und wirklich, als er aus der Fremde heimkehrt, zieht es ihn von Neuem zum Grabe seiner Agnes, wie ehedem, wo man ihn so manchmal von Ebern her, mit Blumenstöcken im Arm, vor den äußersten Häusern von Rentweinsdorf vorbei nach dem Friedhof hatte wandern sehen.

Doch wir suchen näher auf den geschichtlichen Hintergrund zu dringen, den die Dichtung mit ätherischem Dufte umhüllt.

Agnes, die „Sternengleiche", war ein Dorfkind, die Tochter des Justizamtmanns (Patrimonialrichters) Müller in Rentweinsdorf.**) Rückert, — obgleich sein Ebern nicht gar weit von Rentweinsdorf entlegen war, — hatte sie doch, so scheint es, erst spät kennen lernen; denn als er sie zum ersten Male sah und Agnes im Wagen, „den Sonnenhut als Schild vorm Angesicht", an ihm vorüberflog***), war sie wohl nicht mehr ein Kind. Daß aber nach dieser Begegnung, in der kurzen Frist, die ihrem Leben noch blieb, ein lebhafter Verkehr und eine innige Annäherung stattgefunden habe, ist sehr zweifelhaft. Wenigstens vermissen wir in den Agnesgedichten jede Hindeutung auf individuelle Situationen, wie sie der Dichter nach seiner Gewohnheit gewiß in seiner Dichtung zur Anschauung würde ge-

*) Ges. Ged. I, 388. Ges. Werke I, 355.

**) Wir verdanken einige persönliche Notizen über Agnes, — sowie über Amaryllis, — den Ermittelungen Beyer's in seinem „Leben Rückert's", gelangen aber zu einer etwas abweichenden Auffassung der inneren Beziehungen, in welchen Rückert zu beiden stand.

***) Vgl. „Vorbedeutungen", Ges. Ged. I, 391. Ges. Werke I, 359.

bracht haben, wenn er sie wirklich erlebt hätte. War nun demungeachtet im Herzen des Dichters eine tiefere Neigung zur schönen Agnes entglommen? — Wirklich nennt er sie „all mein Lieben“ und Liebe spricht aus seinen Klageliedern. Aber dennoch können wir zu keinem andern Schluß gelangen: Wenn es das war, was wir Liebe nennen, so ist es eine Liebe gewesen, die erst auf dem Grabe der Geliebten die Blüthenknospe sprengte. — Von erhörter Liebe spricht er selbst nirgends, — eher vom Gegentheil, und das ganze Verhältniß bezeichnet er (9 Jahre später) im „Liebesfrühling“ treffend mit den Worten:

Jene Lieder sind ein Rahmen,
Drein zu fassen einen Schmerz,
Dem ich wußte keinen Namen,
Und den doch gefühlt mein Herz.
Ach, das Glück war nicht gestorben,
Es war neugeboren mir;
Und nun ist's in dir erworben,
Ewig unverloren mir.*)

Und eben so stimmt mit einer solchen Liebe, wie wir sie meinen, ganz gut überein, was der Dichter 20 Jahre später von seiner Agnes sagt:

Selbst bin ich eraltet,
Aber unerkaltet
Athmet ihre Gluth;
Sie ist schöner heute
Noch als alle Bräute,
Die nun zwanzig Jahre
Mir im Herzen ruht.**)

Uebrigens wird berichtet, daß Agnes auf dem Sterbebette ihre Liebe, nicht zu Rückert, sondern zu einem Anderen, ihrer Schwester vertraut habe. Der Geliebte war Rückert's Freund, der treffliche Georg Habermann in Coburg, der später in den höchsten Würden

*) Ges. Ged. I. 303. Ges. Werke I, 488.
**) Ges. Ged. I, 396. Ges. Werke I, 364.

segensreich wirkte, aber bis zu seinem Tode, — in Trauer um seine verlorene Jugendliebe, wie man sagte, — unvermählt blieb.

Agnesens Schwester wurde später die glückliche Gattin des Dekan Weinmann in Rentweinsdorf.

Auf dem Friedhofe zu Rentweinsdorf rechts vom Eingang dicht an der Mauer, findet man noch heute das Grab, das der Dichter mit seinen Blumen geschmückt und mit seinen Thränen genetzt. Ein einfacher Säulenknauf, der die Stätte bezeichnet, trägt die noch lesbare Inschrift: „Hier ruhet die Hülle eines guten Mädchens. Sie hieß Agnes Müller, war die Tochter des Justizamtmanns F. W. Müller ....., geb. den 15. Novemb. 1795, gest. den 9. Juni 1812." — Die Schrift wird verbleichen und die Säule zerbröckeln; aber die Trauerkränze, die der Dichter einst auf das Grab seiner Agnes niederlegte, werden, in ihren Namen sich verschlingend, nie verwelken.

Amaryllis.

Wunderbar! — Noch hat der Lenz mit seinen üppigsten Trieben nicht Zeit gehabt, das frische Grab der Geliebten mit einer grünenden Hülle zu decken, da stimmt der nahende Sommer das Saitenspiel des Dichters, das eben erst in rührender Trauer um eine Todte klagte, zu glühenden Liebesliedern für eine Lebende um. Rückert dichtet seine Amaryllis, — dies liebliche „ländliche Gedicht", das in 70 Sonetten und 30 Zugaben von der Wonne und dem Weh einer jungen Liebe widerklingt.*)

Ein sechzehnjähriges Wirthstöchterlein, im Gasthaus zur „Specke" bei Eyrichshof, hat den Dichter bestrickt, — eine reizende „Zierglitze", die mit naiver Keckheit seine Liebe halb erwidert und ganz

*) „Amaryllis, ein Sommer auf dem Lande", Ges. Ged. I, 400 ff. Ges. Werke I, 283 ff., — zuerst herausgegeben 1825 unter dem Titel: „Amaryllis, ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812".

verschmäht. — Wir finden ihn mitten im Treiben der großen Wirthsstube:

Herein von draußen in verworrnem Schwalle
Verletzt mein Ohr ein Schwirren und ein Summen,
Ein Flattern, Schnattern, Krächzen, Blöken, Brummen,
Geflügel in dem Hofe, Vieh im Stalle.

Und innen hier die Tisch' und Bänke alle,
Besetzt mit viel Gesichtern, matten, dummen,
Bepflanzt mit viel Gestalten, trägen, krummen;
Das Aug' ist mit dem Ohr im gleichen Falle.

Da tritt herein im schlank geschnürten Mieder
Ein Mädchen, das mit einem Gruß mich kirret;
Von allen Sinnen fällt es mir wie Schuppen.

Der Wirthschaft Mislaut schmilzt in sanfte Lieder,
Sowie sie spricht; und wie sie blickt, entwirret
Sich rings der Knäul in wohlgefällige Gruppen.*)

Er nennt sie seine Thessalierin, — „obgleich mit keinem Laute sie von Thessalien je gehört im Traume". Aber sie, — „roth die Wange und blau das Aug' und braun das Haar, das lange", — sie, „die schöne scheue Taube" mit ihrer Kinderlieblichkeit und ihren Mädchenlaunen, mit ihrem bezaubernden Lächeln und ihrer kühlen Ruhe erhält den Dichter in einem steten Wechsel von Glück und Qual. Er dichtet Lieder zu ihrem Preis; sie zerreißt sie, aber ihr Lächeln und ihr Kuß versöhnt ihn. Er schämt sich seiner Liebe:

Ich schäme mich der schwachen Augenblicke,
Wo ich mir selbst der Knechtschaft Band gesponnen,
Wo es mir galt die höchste meiner Wonnen,
Vor ihr im Staub zu beugen mein Genicke.

Ich schäme mich, daß ich an ihre Blicke
Gefesselt hing, als wären sie nur Sonnen,
An ihren Kuß, als wär' nur er ein Bronnen,
An ihr Gebot, als wär' nur es Geschicke.**)

---

*) Ges. Ged. I, 402. Ges. Werke I, 285.
**) Ges. Ged. I, 417. Ges. Werke I, 305.

Aber „die schöne glatte goldne Schlange" hält ihn in ihrer Umstrickung fest; er kann nicht von ihr lassen. Sie reizt ihn durch ihren Trotz und entzündet gerade dadurch seine Liebe immer von Neuem.

Dein Trotz ist es, dein starrer Sinn und steifer,
Rauh, dornig, wild, verhöhnend die Bezwinger,
Wie Wälder von — du kennst es nicht — Hyrkanien.

Das hält mich fest an dir mit Thoreneifer,
Dem Knaben gleich, der klaubt mit wundem Finger
Die Stachelfrucht des Baumes der Kastanien.*)

Und nachdem endlich die Bande sich gelöst, sagt er noch:

Ob sie liebte? wußt' ich nie.
Und nachdem das Netz zerrissen,
Schein' ich noch es nicht zu wissen,
Wenn sie einen Blick mir giebt,
Ob sie nicht noch jetzo liebt?**)

Selten mögen so tief gehende Gegensätze der Empfindung, wie sie in der Agnestrauer und in der Amaryllisfeier sich aussprechen, so rasch und unmittelbar, sei es als wirkliche Erlebnisse oder auch nur als poetische Fiktion, in der Seele eines Mannes auf einander treffen! — Und selten auch wird ein so jugendlicher Dichter in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit Schönes schaffen, als Rückert in dem einen Jahre 1812. Denn nicht nur Agnes und Amaryllis, sondern auch eine Sammlung von Terzinen***) und eine nicht zu bestimmende Zahl der im 3., 4., 5. und 6. Buche enthaltenen Jugendlieder†) stammen aus diesem Jahre.

Unter allen ist Amaryllis die bedeutendste und für das innere Leben, wie für die poetische Entwickelung des Dichters bedeutsamste Schöpfung. Wir bewundern die Behandlung des Stoffs, die schon das Gepräge künstlerischer Reife trägt. Wir freuen uns des reinen Sinnes und der zarten Empfindung, die bei aller Gluth der Leiden-

*) Ges. Ged. I, 407. Ges. Werke I, 292.
**) Ges. Ged. I, 433 f. Ges. Werke I, 330.
***) Ges. Ged. I, 93 ff. †) Ges. Ged. II. 41—185. Den ges. Werken an verschiedenen Stellen eingereiht.

schaft die Dichtung durchweht. (Nur zwei der Zugaben möchten wir hinwegwünschen!) Und so lebensfrisch gestaltet, so kräftig individualisirt, so innerlich wahr erscheint uns alles, daß wir überall wirklich Erlebtes zu finden glauben.

Aber eine nüchterne Kritik, — mag man im Interesse des Romans ihr zürnen oder zu Ehren des Dichters sie preisen, — muß gewichtige Zweifel dagegen erheben, daß Rückert, was er gedichtet, auch ganz so innerlich empfunden hat.

Nicht umsonst sagt der Dichter in der Einleitung zu seinem Gedichte:

Wenn ich, o du mein Liebling, dich betrachte,
O Amaryllis, meiner Kunst Gebilde,
Ist's oft, als ob ich fast der Dichtergilde
Anzugehören für was rechtes achte.
Denn wenn ich dich mit in Gesellschaft brachte,
Wo seinen Rang sonst jeder führt im Schilde,
Dich, die Erzeugte ländlicher Gefilde;
Wer war's, der da dich zu verachten dachte?
Zu zweifeln schien man nicht an deinem Adel,
Schien nicht zu ahnden oder nicht zu ahnen,
Daß du gekommen seist von Hürd' und Stadel. — —*)

Nicht umsonst nennt er später in dem Briefe an eine Freundin die schöne Amaryllis ein „Schattenspiel seiner Muse". Uns selbst mahnt die Geschichte des Gedichts an einen Maler, der ins Gebirg auszieht, um landschaftliche Studien zu machen; denn es will uns bedünken, daß eben so auch unser Dichter nur eigens dazu aufs Land gegangen sei, um seine Muse in erotischen Dichtungen zu üben. Wohlauf, so sagt er, als er auf die Wanderung geht:

Wohlauf, mein Herz, laß deine Blicke schweifen
Nach Blumen, die auf allen Fluren winken!
Landmädchen sind's, zur Rechten und zur Linken
Stehn sie geputzt; nach welcher willst du greifen?**)

---

*) Ges. Ged. I, 400. Ges. Werke I, 283.

**) Ges. Ged, I, 401. Ges. Werke I, 284.

Es scheint nun zwar aus seinen poetischen Studien, mehr als er will, wirklicher Ernst zu werden; denn

Statt zu ergreifen, wird er selbst ergriffen
Von einer jungen, wilden Hecke,
Die scheint, sie wolle künftig Rosen tragen.

Aber die Liebe, von der er uns nun singt, scheint doch nicht so all sein Denken erfüllt zu haben, wie die Dichtung uns möchte glauben lassen. Denn ungedämpft vom Amaryllis-Schattenspiele lebt die treue Erinnerung an Agnes in dem Dichter fort. Noch sieben Wochen nach ihrem Scheiden flicht er frische Blätter in ihren Todtenkranz. *)

Ja noch nach drei und vier Jahren **) klagt er um die Gestorbene. Man erkennt, daß er in dem Grame um die Todte reicher war, als in seiner Liebe zur Lebenden.

Bezeichnend übrigens für die ganze Situation ist die selbstironische Dedikation, mit der er im Jahre 1827 die Amaryllis einem Freunde übersendet:

Was meine Blick' im engsten Kreise fanden,
Ergriff mein Trieb und bildet' es zum Tone;
Aus Ginster flocht' ich manche Palmenkrone,
Spinnwebe wob' ich oft zu Zauberbanden.

In einem Thal, worin vom Weltgeräusche
Nur war des Waldstroms und der Mühle Rauschen,
War's, wo ein Landgewächs ich aufblühn sah.

Wie wenig g'nügt, daß, wer es will, sich täusche:
Marielies mußte mir den Namen tauschen
In Amaryllis formosissima. ***)

Daß nun solche aus Spinnengeweben gedrehte Zauberbande nahe daran gewesen sein sollten, in goldene Eheringe sich zu verwandeln, — wie im biographischen Denkmal berichtet wird, — und daß

*) Ges. Ged. I, 381. Ges. Werke I, 346.
**) Ges. Ged. I, 393 u. 388. Ges. Werke I, 361 u. 355.
***) Ges. Ged. I, 464. Ges. Werke I, 321.

die Liebenden, um die Ringe ihren Fingern anpassen zu lassen, selbander bereits auf dem Wege zum Rentweinsdorfer Goldschmied gewesen wären, als noch zur glücklichen Stunde die kleine Braut durch den heilsamen Spott einer ihr begegnenden Freundin von Neuem widerspenstig gemacht und ein unheilbarer Bruch herbeigeführt wurde, — ein solcher Verlauf des Romans ist aus der Dichtung selbst schwer erklärlich und scheint uns, wie an innerer, so auch an äußerer Unwahrscheinlichkeit zu leiden. — —

In später Zeit, im Frühling 1823, kam Rückert wieder zur Specke. Nachdem er mit seinem eben konfirmirten Schwesterchen Marie und seiner ganzen Familie in der Kirche zu Eyrichshof das Abendmahl genossen, wanderte er allein nach dem „schönen, schönen Garten und der Allerschönsten Haus“; und auf der Flur umher pflückte er einen Strauß von Blumen, wie Marielies sie geliebt. Aber sie, die ihm einst alles umher in Schönheit zu kleiden schien, fand er nicht mehr. Vier Jahre nach dem Amaryllissommer hatte sie sich an einen verwittweten Gastwirth in Coburg verheirathet, und in dieser Ehe welkte unter trüben Verhältnissen ihre Schönheit und ihr Leben schnell dahin. Sie starb im 38. Lebensjahre an der Auszehrung.

Im Gasthaus zur Specke schaltet jetzt ein Bruder der Amaryllis, der Erbe des alten Geuß, dem der Dichter, wie es scheint, ein nicht unwillkommener Schwiegersohn gewesen wäre. Noch findet sich der Wirthschaftshof und der Garten dabei. Noch steht unverändert die große Gaststube, die dem Dichter zur Wohnung eingeräumt war, und die Mühle, in deren Rauschen sich seine Lieder mischten.

Unter Fürst Primas.

Während der Herbst den Amaryllissommer entblätterte, keimten im fernen Westen neue Hoffnungen für das Leben des Dichters.

Unter Fürst Primas, dem eifrigen und freisinnigen Beförderer des Unterrichtswesens, sollte, auf des Oberstudienraths Schulze An=

trag, das reformirte Gymnasium in Hanau reorganisirt und zu einer höheren Lehranstalt für alle Konfessionen erweitert werden. Der Organisationsplan, bereits im Juni 1812 entworfen, erhielt nach langem und hartnäckigem Widerstand der Geistlichen die Genehmigung des Fürsten, wurde am 21. Nov. 1813 veröffentlicht, die Eröffnung der neuen Anstalt auf den 1. Febr. folgenden Jahres festgesetzt und zugleich zur Kenntniß gebracht, daß Se. Königliche Hoheit der Großherzog die Doktoren Rückert und Börsch zu ordentlichen Professoren an dem neu organisirten Gymnasium ernannt habe. Beigefügt war noch, daß die Herren Dr. Rückert und Dr. Börsch erbötig seien, auch in der englischen, italienischen und spanischen Sprache Unterricht zu ertheilen. — Als ordentlicher Unterricht waren dem Dichter der Amaryllis zugetheilt 6 Stunden Deutsch in Prima, 4 Stunden alte und neue Geschichte in Tertia und Quarta und 4 Stunden Poetik und Rhetorik in Quarta.*) Sein Gehalt war „vorläufig" (für 1. Febr. bis 30. Sept.) auf 250 fl. festgesetzt.

So schien denn für den fahrenden Sänger unter würdigem Titel ein leidlich auskömmliches Gewerbe gefunden und den Wünschen des Vaters, wenn auch in etwas herabgestimmtem Maße, eine neue Aussicht eröffnet zu sein.

Aber die Hoffnung wurde getäuscht. Schon unterm 2. Febr. findet sich in einem Reskript des Generalkurators des Unterrichtswesens die Anweisung, die „durch den Austritt des Herrn Dr. Rückert im Lektionsplane entstandene Lücke" anderweitig auszufüllen. Auf welche Veranlassung hin, unter welchen Umständen dieser „Austritt" erfolgte und wohin der flüchtige Dichter sich gewendet habe, darüber findet sich in den Akten des Gymnasiums keine Nachricht. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß Rückert am Hanauer Gymnasium wirklich eine Zeit lang in Thätigkeit gewesen sei, — entweder aushülfsweise schon vor seiner definitiven Anstellung oder auch noch über den

*) Prima als unterste, Quarta als oberste Klasse gerechnet.

1. Febr. hinaus. Wenigstens deutet darauf der Umstand hin, daß in den Akten der Schule in weiterem Verlaufe noch einige Mal von der zweckmäßigen Vertheilung „der von Herrn Dr. Rückert anfänglich übernommenen Lektionen“ die Rede ist.

Nach Beyer's Bericht war Rückert, durch die herannahende politische Katastrophe bewogen, in der Nacht verschwunden und hatte für den Direktor Schulze ein Entschuldigungsbillet und zwei „Reisesonette“ hinterlassen.

Trübe Zeit.

Wieder hatte der Genius des Dichters seine Schwingen vom Joche des Broddienstes gelöst; aber er war nicht mächtig genug, auch die trüben Geister der Sorge und des Verdrusses zu bannen, die den Befreiten im elterlichen Hause empfingen und umstrickten. Der Frühling, in überschwellender Kraft, sprengte die Knospen der Bäume und die Fesseln der Völker. Aber der Dichter „krankte hinter seiner alten Stadtmauer in schlaffer Empfindungslosigkeit.“ — „In der That“, so schreibt er am Gründonnerstag an seinen Freund Stockmar, „war ich noch in keinem Frühjahr todter als in diesem, das auf zweifache Art so lebendig angeht. Gott beschütze die kecken Blüthen! Ich für meinen Theil habe seit meinem wieder dahier im Geschirr=Sein noch keinen einzigen gescheidten Gedanken zusammengebracht, etwa den heutigen ausgenommen, daß der grüne Donnerstag noch nicht leicht so grün für die Felder und für mich so dürr war. — Mort Dieu! Ich sitze hier und sehe in den Frühling hinaus, wie in etwas, das mich nichts angeht; — — ich sehe die Bäume an, wie Tantalus seine fliehenden; ich sehe die Luft an mir vorüberziehen und kann sie nicht ergreifen und sie will mich auch nicht ergreifen. Jede schöne Stunde dauert mich, weil sie zu nichts ist. — In solchen Umständen kann ich dir auch nichts schicken, das du lieb habest, da ich selbst an mir nichts lieb habe. Ich schaffe durchaus nichts und das Geschaffene ekelt mich

als nicht geschaffen, höckerig, zwerghaft, aufgedunsen, leer. — — Wenn du mich haben willst, so mußt du kommen und mich mit Dir hineinschleppen; denn ich bin so durchaus heruntergekommen, daß ich nicht einmal Anstalten machen kann, meine Stiefel flicken zu lassen, um auszugehen. O komme doch und hol' mich, oder schreibe mir wenigstens, wie's bei Euch steht und ob man vernünftigerweise einen Besuch bei Euch machen kann; denn ich habe Verlangen nach Dir! Es thut mir wohl, an Dir zu sehen, daß Du mit Dir nicht viel besser daran bist, als ich mit mir."

Nebel und Lichtstrahlen.

In diesem nebelhaften Dahinleben blitzen immer wieder Funken seines Geistes auf. Er ringt mit der Wissenschaft, die ihn unbefriedigt läßt, und während er an seiner Muse verzweifeln möchte, entlockt er ihr immer schönere Gaben. Im Frühjahr „schleppt er sich zwischen Homer und Shakespeare hin, von welchem ersteren er schon zweimal Uebersetztes noch einmal übersetzt, so lang, bis der immer gleiche Guß der Geschwätzigkeit und Nüchternheit ihn langweilt; und von letzterem liest er so lang, bis er ihn genugsam zur Verzweiflung gebracht, weil er in jede Zeile mehr Gesehenes und Gelebtes eingezwängt findet, als er in ganzen vierzehn Tagen von Sehen und Leben zusammenbringen kann." — Er beschäftigt sich mit den Nibelungen, läßt sie liegen und nimmt sie im Spätherbste mit neuem Eifer vor. An seine Freundin Bergner sendet er (im Sommer 1813) seine Amaryllis und nimmt mit „gebührender Entblödung die begeisterten Lobeserhebungen hin, die sie an die Schattenspiele seiner Muse verschwendet." Aber er setzt hinzu: „Sie wollen nicht zu wissen scheinen, wie viel schöner es ist, fühlen, als von Gefühlen reden, und für sich selbst leben, als für andere dichten. — — Ich wollt', ich hätt' ein Haus und einen Hof und drinnen die Liebe, und was dazu gehört, und im Bronnen meines Hofes läge

meine Poesie; wenn es auch ein Ziehbronnen wäre, ich wollte sie wahrlich nicht herausziehen."

„Leise gelullt vom Hauche des nie so lenzlichen Lenzes"

schreibt er wieder in guter Laune an Stockmar eine „poetische Epistel"*), fordert sie aber bald darauf zurück, „nicht um sie fortzusetzen, sondern um sie zu verbrennen". Zu gleicher Zeit sendet er ihm „drei Liedlein vom Glück",**) bemerkt aber dazu, „sie sind so holprig, als wären sie nicht vom Glück, sondern vom Unglück, wie es denn eigentlich auch ist". — Für die Freundin legt er etwas Niedlicheres, Zarteres bei, aber auch etwas sehr Unbedeutendes", nämlich den „kleinen Haushalt"***); — er klagt, daß er ihr nichts Größeres zum Opfer bringe, „weil die bösen Musen ihn ganz im Stiche lassen", fügt aber sogleich hinzu, daß sie selbst ihm eine Aufgabe stellen möge: „Was befehlen Sie in den nächsten sechs Wochen von mir, wenn auch nicht gesungen zu hören, doch geschrieben zu lesen? denn auch zum Drucken ist die Zeit zu kurz und zu schlecht. Ich gebe Ihnen die Wahl zwischen dreierlei: einem Lustspiel, in welchem die Frauen die Waffen statt ihrer Männer führen sollen, — dem Anfang eines Ariost'schen Heldengedichts, worin der feurigste Liebhaber der schönsten Königin des mächtigsten Königs mit diesem letzten in fast eben so guten Verhältnissen steht, als mit der Königin selbst, — und drittens einem zweiten Sommer der Amaryllis, von dem Sie übrigens nicht zu besorgen brauchen, daß er dem ersten allzu ähnlich ausfallen werde."

Fünf Märlein.

Durch seine Briefe und Gedichte zieht in jener Zeit ein schmerzliches Sehnen nach dem Frieden stiller Häuslichkeit. In Liedern träumt er von einem süßen Daheim; aber zugleich klagt er:

*) Ges. Ged. II, 177. Ges. Werke II, 122.

**) Ges. Ged. II, 166. Ges. Werke II, 117. Das dritte Lied ist wahrscheinlich das „Vor den Thüren" überschriebene.

***) Ges. Ged. II, 115. Ges. Werke III, 30.

Lieder zu singen,
Bin ich allein geschickt;
Ach, daß ihr Klingen
Mich nicht erquickt.*)

Und nachdem er an alle Thüren des Glücks vergeblich geklopft, bleibt ihm nur der Trost:

Nun weiß ich noch ein Häuslein still,
Wo ich zuletzt anklopfen will;
Zwar wohnt darin schon mancher Gast,
Doch ist für Viele im Grab noch Rast.**)

Mitten in dieser Stimmung des Sichselbstmißtrauens und Sichselbstaufgebens taucht ihm plötzlich ein Spaß auf, — „ein Spaß, in einer einzigen Nacht ausgeheckt", — die fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein. — Dem nachgebornen Schwesterchen Marie, dem Nesthöcklein, dem liebsten Liebling seines Vaters, und dem Vater selbst zur Freude hat er sie gedichtet; und während er mit den schönsten Kleinoden seiner Muse schüchtern zurückhält, überkommt ihn auf einmal der Muth, dieses unscheinbarste, diesen „Spaß einer einzigen Nacht" drucken zu lassen; — aber welch bescheidener Muth! „Ich weiß nicht, was Du zu meiner Zumuthung sagen wirst," schreibt er an Stockmar. „Aber thu' mir endlich einmal einen Gefallen und frage bei Ahl, oder wenn ein wohlfeilerer Drucker bei Euch ist, wie viel ich ihm geben muß, daß er mir das Ding druckt. Oder sieh doch, daß Du's ihm gar aufhängst, daß er's vielleicht als Neujahrskinderschrift druckt und mir, statt Honorars, einige Exemplare giebt. Lobe es ihm, als etwas ungemein moralisch Lehrreiches, obgleich von dergleichen Gut nichts darin steckt."

Wirklich gelangten — auf Weihnachten 1813 — die Märlein zum Druck.***) Sie erschienen in ärmlichster Ausstattung,

*) Ges. Ged. II, 169. Ges. Werke II, 310.

**) Ges. Ged. II, 169. Ges. Werke II, 120.

***) Sie finden sich in den gesammelten Gedichten I. S. 329 ff., Ges. Werke III, 1 ff.

auf grobem, grauem Löschpapier; aber ich erinnere mich noch sehr wohl, wie nicht nur die Kinder sich darum rissen, sondern auch die Alten das kleine Heftchen mit Begierde lasen.

Seitdem sind die fünf Märlein in tausend und aber tausend Kinderbüchern abgedruckt worden und werden fortgedruckt werden, so lange ein Sinn für echte Kinderpoesie lebt.

Geharnischte Sonette.

Trübe Klagen, duftige Lieder, schnurrige Kindermärchen sendet der Dichter seinem Freunde zu. — Während die Welt vom Kriegsdonner widerhallt und das Vaterland in ungeheuerem Kampfe um seine Freiheit ringt, scheint er, weit abseit, in trübem Unmuth nur poetischen Tändeleien nachzuhängen. Aber bald erfahren wir es anders. In seinem weltentlegenen Thale lauscht er dem fernen Brausen des Sturms und in nächtiger Stunde steht er, ein Riese, in seiner Geistesschmiede und schmiedet mit gewaltigen Hammerschlägen „geharnischte Sonette". — Wie von Ketten- und Waffengeklirre, von zornigem Schlachtgeschrei und jubelndem Siegesruf tönt es in seiner einsamen Werkstatt. Dem raschen Drange der großen Begebenheiten folgend und unmittelbar unter dem begeisternden Eindruck derselben gestalten sich seine Sonette. Aber die Lieder, die in ihrem blitzenden Waffengeschmeide Funken sprühend in die patriotische Sturmbewegung hätten eintreten sollen, hält der Dichter verborgen. Erst im Spätherbst (1813) beginnt er sie für den Druck zu sichten. „Nach schon vielfach weggeräumtem Kehricht", wie er selbst sich ausdrückt, waren 52 Nummern geblieben. Diese hatte der Bruder, mehr als der Dichter selbst den Werth der Dichtung und den glücklichen Moment erkennend, mit entschlossenem Muthe nach Würzburg gesendet, und eben sollten sie bei Ruffert im Druck erscheinen, als der Dichter sie reklamierte, um sie einer neuen, noch strengeren Sichtung zu unterwerfen. „Es war ein durchaus unreifes Ding," schreibt er an Stockmar. „Jetzt, wie

Du sie empfängst, statt 52 nur 30, sind sie vielleicht besser, aber wohl noch nicht zum Besten. Schreibe mir, wie Du sie, als ein Ganzes, findest, wie in Bezug auf den (nun schon verflossenen) Moment, und wie in Bezug auf weiter nichts als innere Poesie."

Vielleicht wäre für einen frühen Ruhm des jugendlichen Dichters und gewiß für eine unmittelbar zündende Wirkung seiner Dichtung es förderlicher gewesen, wenn er nicht so lange mit Wählen hingezögert hätte. In der That aber wurde er erst im Jahre 1814 auf der Ritterburg, in die wir später den Dichter begleiten werden, — halb gegen seinen Willen, zum Druck seiner „deutschen Gedichte" gedrängt, und das Erscheinen derselben durch einen Freund vermittelt. — In den gesammelten Gedichten von 1843 (I. 340 f.) finden sich 32, in der Gesammtausgabe von 1868 (I. 3 f.) 74 geharnischte Sonette; — fast alle sind voll der klarsten Poesie und auch in der Form vollendet.

Der Jäger frei aus Frankenland.

Nicht bloß in patriotischen Liedern erging sich der Dichter; mit dem Leben selbst wollte er für das Vaterland eintreten.

Auch Bayern hatte die Fesseln abgeworfen und rief Freiwillige zu seinen Fahnen. Rückert's Bruder war, dem ersten Rufe folgend, nach Würzburg geeilt und der Dichter selbst war bereit, ihm nachzuziehen. Er fordert dringend seine Sonette zurück. „Ich muß sie haben, ehe denn ich vielleicht von hinnen scheide", schreibt er im December 1813, „denn es hängt nur noch an einigen Zwirnsfädchen, daß ich noch nicht meinem Bruder nachgelaufen bin, der bereits in Würzburg ist. Mich hält man hier an allen Rockschößen."

Dem Kampfe voraus dichtet er ein Kampflied, das „Lied eines fränkischen Jägers von Freimund Reimar", das in Abschrift bald in weiten Kreisen sich verbreitete.*) Anders als die Sonette,

*) Es wurde (1813) in der Aurora zum Druck gebracht. In der Sammlung seiner Gedichte finden wir es nicht, besitzen es aber in Handschrift.

volksliederartig, frisch und fröhlich klingt das Gedicht, in dem folgende Strophen vorkommen:

Wir Jäger frei aus Frankenland,
Im grün und rothen Jagdgewand;
Das Grün bedeutet Muth,
Das Roth bedeutet Blut. — —

Auf meiner Flinte sitzt ein Hahn,
Der schöne Weisen singen kann.
Sobald der Hahn hier kräht,
Sind Feinde dort gemäht.

Den schwarzen Raben tracht' ich nach,
Die hier gemästet uns zur Schmach;
Jetzt ziehn sie übern Rhein,
Die Jäger hinterdrein. — —

Mein Schätzel hat um mich geweint,
Doch endlich hat es selbst gemeint:
Geh' nur und ficht für mich,
Ich bet' daheim für Dich. — —

Mein Schätzel sagt: Geh' frisch hinein,
Und wenn Du drin verlierst ein Bein,
Dafür so trage ich
Dann auf den Händen Dich.

Wer ist's, der hinterm Ofen sitzt,
Und an dem stumpfen Rechen schnitzt?
Was macht den Burschen lahm,
Daß er nicht mit uns kam? — —

Das Lied hat einer uns gemacht,
Der selbst mitzog in unsre Schlacht,
Der einstens war gelahrt ·
Und jetzt ein Jäger ward.

Und wenn dem Himmel es gefällt,
So sing' ich mehr noch in der Welt;
Und wenn der Tod sagt: Nein!
Soll dies das letzte sein.

Aber Rückert zog nicht mit in die Schlacht. Seine angegriffene Gesundheit und der entschiedene Widerspruch des Vaters

nöthigten ihn, zurückzubleiben; und das Lied, das er für die Schlacht gedichtet, war nicht sein letztes.

In welcher Stimmung er resignirte, darüber spricht er sich in einem Gedichte an seinen Bruder aus, das ebenfalls in der Sammlung sich nicht findet und aus dem wir daher wenigstens einige Strophen hier mittheilen:

Ich habe Dich beneidet,
Als Du von hinnen zogst,
In Waffenschmuck umkleidet
Die Kling' in Händen wogst. — —

Ich habe dich beneidet,
Weil ich nicht durfte gehn;
Drauf, als ich mich bescheidet,
So ließ ich es geschehn. — —

Ich habe statt der Klingen,
Die du mittrugst zu Feld,
Mit tapferm Liederklingen
Dem Feinde mich gestellt
Und wacker ihn zerrieben.
Was hast denn du getrieben?

Du warest aufzufußen
Auf Frankreichs Boden kaum,
Und dachtest nun dem Busen
Im Kampf zu machen Raum;
Da war es so beschieden:
Die Fürsten machten Frieden. — —

Und ist wohl ausgekämpfet
Der Streit im Aeußern zwar;
Der Geist führt ungedämpfet
Noch Schlachten immerdar;
Er kann noch nicht es lassen,
Den, der uns trat, zu hassen. — —

Neues Leben.

Die Schlachtenwetter des Winters hatten ausgetobt, und der Frühling, diesmal im April schon Maienwonne athmend, hüllte die blutgetränkte Erde in junges Grün und heiteren Blüthenschmuck.

Des Dichters Bruder stand, der frühen Waffenruhe grollend, vor Paris; der Dichter selbst aber, der den Kriegsrüstigen einst beneidet, wanderte jetzt, — im April 1814, — die Reisetasche mit geharnischten und ungeharnischten Sonetten und Liedern gefüllt, von Ebern her, den Baunachgrund aufwärts einer friedlichen Ritterburg zu. — Der edle Burgherr, Truchseß von der Bettenburg, hatte gastlich ihn geladen, — und er möge doch seine Gedichte mitbringen, hatte er ihm sagen lassen.

Die „ältesten und besten Freunde des Ritters“ waren versammelt, — unter ihnen der Patriarch von Rodach, — Hohnbaum, des Ritters ältester Freund. Diesen theilte der junge Dichter erst schüchtern zögernd, bald aber frei und muthig seine Gedichte mit. Eine einsichtige Kritik wurde ihm zu Theil und noch mehr, — er fand Bewunderung und Aufmunterung, verständigen Rath und hülfbereite That. Neue Gedanken knüpften sich in seinem Geiste an und neue Verbindungen für sein Leben. Wie wichtig sie für ihn wurden, werden wir später sehen, wenn wir die Leser selbst in das Leben der Burg einführen.

Von der Bettenburg aus wurde dem Dichter der Weg nach Stuttgart und Rom gebahnt, — zunächst aber nach dem stillen Rodach, zu dem Patriarchen, der selbst ein Dichter war.

Wenige Tage nach der Begegnung finden wir den fahrenden Sänger schon heimisch unter dem gastlichen Dache des Seelenhirten, — und bei diesem führen wir nunmehr auch den freundlichen Leser ein.

II.

Der Patriarch von Rodach.

Dreimal seliger Mann! Im verworrenen Lotto des Lebens,
Wo der Nieten so viel, hast du mit glücklicher Hand,
Wenn nicht das große Los, doch gewiß ein großes gezogen.

Einführung.

Im Rahmen der Dichtung gebe ich Wahrheit, — ein ausgeführtes Bild des heitern Stilllebens, das Rückert in seiner Idylle Rodach besingt.*) In unsere ernste, früh alternde Zeit führe ich den freudigen, jugendfrischen Greis zurück, dem der Dichter — damals selbst fast noch Jüngling — das Silberhaar mit unverwelklichem Liederkranz geschmückt hat.

Ich weiß, es ist ein anderer Mann, als unsere Zeit sie kennt und versteht. Aber obgleich er es ist, oder vielmehr eben weil er es ist und weil er Rückert's Freund gewesen, mag er noch einmal aus dem Nebel der Vergangenheit hervortreten unter dieses Geschlecht, — er, der letzte der Patriarchen. Mögen die Herren, welche die Kulturgeschichte studieren — und machen möchten, ihn nehmen als einen Träger der Art und Sitte seiner Zeit; mögen die Aesthetiker sein Bild sich zurechtlegen als ein Stück Kommentar zu Rückert's Dichtung; mögen die Glaubensrichter stirnrunzelnd in seinem Leben nach seinen Dogmen suchen! Vielleicht giebt es doch auch einige, denen bei seinem Anblicke das Herz warm wird, denen

---

*) Zuerst abgedruckt im Frauentaschenbuch vom Jahr 1825, dann in der Heyder'schen Sammlung, Band II., Seite 288—297, in der „Auswahl" Seite 270—278, in der Sauerländer'schen Sammlung I. S. 532 ff. und im 12. Bande der sämmtlichen Werke. — Sämmtliche Distichen, die wir citieren, sind dieser Idylle entnommen.

sein Bild wie Sonnenschein in den düstern Ernst unseres Lebens fällt und wie mit frischem Lebensodem die schwüle Atmosphäre unserer ängstlich abmessenden Kultur erfrischt.

Genug, hier ist der Mann! Mögen sie sich an ihm messen, ob sie die Helden sind oder — die Schwächlinge. *)

---

*) Ein Lebensbild des Mannes (nebst einigen Zügen aus dem Leben des Ritters) habe ich bereits im Stuttgarter Morgenblatt (Jahrg. 1860) unter dem Titel „Der Alte von Rodach“ anonym mitgetheilt, und aus diesem Blatte ist es kurze Zeit darauf in das Konversationsblatt der Frankfurter Postzeitung mit Angabe des Namens des Verfassers übergegangen. Neuerdings sind größere Partieen des Aufsatzes in Beyer's „biographischem Denkmal“ (ohne Angabe der Quelle, zum Theil wörtlich und leider auch mit den Irrthümern des ersten Textes) aufgenommen worden. — Die folgenden Blätter, für die ich jene mir entlehnten Partieen wohl als mein Eigenthum reklamieren und reproducieren darf, geben den Patriarchen in berichtigter und vielfach erweiterter Ausführung und fügen das Lebensbild des Ritters an.

Des Patriarchen Heimath.

In der Mitte von zwei herzoglichen Hofresidenzen,*)
Die von einander so weit, oder so nahe vielmehr,
Daß wenn hier von der einen nach eingenommenem Frühstück
Nicht zu langsamen Schritt hebet ein wandernder Mann,
Er zum Thore der andern gelangt dort, wenn von dem Thurme
Ladet Hungernde mittägliches Glockengeläut,
Liegt, fast gleichweit von beiden, ein Städtchen zwischen den Städten,
Das Ursache nicht hat, neidisch auf eine zu sein.
Denn wenn irgend was Hohes, Bedeutsames nimmt von der einen
Stadt zur andern den Weg, muß es das Städtchen hindurch.
Und wenn irgend was Schönes und Festliches soll in der einen
Oder der andern geschehn, hört es das Städtchen dann auch
Und kann gehen zur Stadt. Doch eigenthümlich im Städtchen
Sind Vorzüge daheim, welche nicht gehn zu der Stadt.
Preisen will ich hier nicht die Behaglichkeit oder die Stille,
Oder die freiere Luft, oder den freieren Sinn;
Sondern die Fluren umher, die fruchtbaren, die es umgeben,
Sind der eigenste Schatz, den es besitzt und benutzt.
Denn, wenn nahend vielleicht den fürstlichen Sitzen der Wandrer
Schlösser siehet und Dach leuchten in hellerem Glanz,
So hier sieht er dagegen, den letzten Hügel besteigend,
Der ihm das Städtchen entdeckt, glänzen ein dunkleres Grün,
Das schon fern ihm verkündigt die Ueppigkeit, bis er, genaht nun,
Mißt den Klee mit den Knien und mit dem Haupte das Korn.

---

*) Hildburghausen, damals die Residenz des später (1826) nach Altenburg übersiedelten herzogl. Hauses, und Coburg, noch jetzt der Sitz des herzogl. Sachsen-Coburg'schen Hauses.

Ja so, scheint es, erwählte zum Lieblingskinde der Himmel
 Diesen gesegneten Gau unter den Nachbarn umher,
Daß, so weit umreichend des Weichbilds Grenz' in die Rundung
 Sich ausbreitet, so weit breitet die Fülle sich auch,
Und da, wo sich ihm schließen die Markungen, scheinet die Erde
 Auch zu schließen zugleich ihren gesegneten Schoos,
Und die fruchtbare Schwärze des Erdreichs läuft von der Mitte
 Spröd' in bläulichen Kies gegen die Enden hinaus.
Also reichliche Quellen des himmlischen Ueberflusses
 Strömen auf dieses Gebiet, aber der irdische Fluß,
Der durchhin sich schlängelt, ein winziger, nennet sich Rodach,
 Der Taufpathe der Stadt, welcher den Namen ihr lieh. —
Solche Veranstaltungen erfreulicher Lebensgenüge
 Hat ein gütiger Gott hier mit verschwenderischen
Händen gemacht und darein als hohen Baum*) in die Mitte
 Seines Gartens gepflanzt einen gesegneten Mann.

Die bürgermeisterlichen Ahnen.

Vom Urgroßvater bis zum Urenkel herab waren die Hohnbaum**) Bürgermeister in Rodach gewesen, ehrbare Handwerker, die sich im Hause ihres Schurzfells nicht schämten, aber auf dem Rathhause mit Würde und Nachdruck als hochgebietende Herren regierten. Als einst der Landesfürst von seiner Residenzstadt Coburg ausfahrend in den Umgebungen von Rodach, — in den bodenlosen Wegen der alten Sage, — sein Leben gefährdet und endlich mühsam auf das etwas minder halsbrechende Pflaster des guten Städtchens gerettet hatte, ließ er den Bürgermeister vor seinen Wagen fordern und fuhr in schwerem Zorne ihn an: „Wenn Er die Wege nicht machen läßt, lass' ich Ihn selbst in die Morast=

*) „Hohen Baum", — nicht „fruchtbaren Baum", wie in den neueren Ausgaben, — lautete, mit Hindeutung auf den Namen des Mannes, die ursprüngliche Fassung. — Die Ueberschrift hieß nicht „Rodach", sondern „Idyll."

**) In früheren Zeiten (vor 1654) schrieben sie sich Haanbaum.

löcher werfen!" — „Durchlaucht," antwortete der Bürgermeister gelassen, „gern will ich mich selbst unter die Räder von Dero Wagen werfen lassen; aber meine armen Bürger kann ich nicht des Straßenbaues pflichtig machen!" — Vierundzwanzig Jahre lang führte dieser tapfere Bürgermeister, von seinen Bürgern immer aufs Neue gewählt, das Regiment des Städtchens. „Was für Mühe und Noth" — sagt er in seinem Lebenslauf — „mir binnen der Zeit der neue Stadt=Kirchen=Bau gemacht, und wie besonders viel unruhige und schlaflose Nächte ich bei den sechs Jahre dauernden Kriegs=Troublen und Einquartierungen ausgestanden, wird wohl denen meisten Bürgern und insonderheit denjenigen, die am meisten um mich gewesen, annoch erinnerlich sein. Gott hat mich aber jederzeit gestärket und mit solchem Muth ausgerüstet, daß weder die Drangsalen der Soldaten, noch weniger aber das Murren meiner eigenen theils ungestümen Bürger mich wankend gemachet. Denn ich glaubte, daß ein Vorgesetzter nicht daran denken müsse, was man von ihm saget, sondern an das, was er vor Gott zu verantworten und sich selbst schuldig ist, und daß derselbe, um dem gemeinen Wesen zu dienen, das Herz haben müsse, demselben zuweilen zu mißfallen. Ich achtete weder den falschen Ruhm, noch die falsche Schande, so, daß weder Lobes=Erhebungen, noch das Murren mich von meiner Pflicht abziehen konnten; ich liebte aber dennoch meine Mitbürger als Christen, die mit mir einen Theil an der Religion haben. Es sei ferne von mir, dieses mir zum Ruhme geschrieben zu haben, weil ich gar wohl weiß, daß der Mensch als Mensch nichts Gutes an sich hat. Und sollte ich auch etwas Nützliches verrichtet haben, so kam es von Seiner Kraft und nicht von meinem Fleiße." — An seinem 65. Geburtstage schrieb er, „um die Liebe zu preisen, nach welcher Gott sich seiner Seelen herzlich angenommen", seinen Lebenslauf nieder und bereitete sich in echt christlicher Weise auf seinen Tod vor. Vier Jahre später, im Jahre 1769, ging er „in das himmlische Kanaan ein, nach dem seine Hoffnung stand."

Mit ihm starb das Bürgermeisteramt in der Familie aus, aber unter den sechs Kindern, die er hinterließ, war ein Sohn, Christian, der von der Vorsehung bestimmt war, noch längere Jahre als der Vater, zwar nicht das weltliche, aber das geistliche Regiment des Städtchens zu führen und in der Kirche, die sein Vater mit schwerer Mühe und Sorge gebaut, den Dienst des Herrn zum Trost und Segen der Gemeinde zu verwalten.

Von der Wiege zur Kanzel.

Christian Hohnbaum war geboren den 6. November 1747. Seine Kindheit wurde ihm durch stete Kränklichkeit und durch ein zweijähriges qualvolles Pensionat bei einem hypochondrischen Dorfpfarrer, seinem Vetter, verkümmert. Der Vater wollte einen Bäcker aus ihm machen, wie er selbst seines Zeichens einer war; der Mutter hochfliegende Pläne aber bestimmten den schwächlichen Knaben zu einem Barbier; denn sie rühmte sich eines Bruders, der es vom Barbier bis zum Kämmerer des Herzogs von Hildburghausen gebracht hatte, ein eigenes Haus besaß und einen, wie sie sagte, ganz von Gold starrenden Rock trug. Zu diesem Oheim, der noch eine Barbierstube hielt, obschon er nicht mehr mit höchsteigener Hand an die Bärte ging, sollte der Knabe gebracht und hier seinem künftigen Glücke entgegengeführt werden. Indes auf der Stadtschule in Coburg, wohin der Kleine auf ein Jahr geschickt worden war, um noch etwas Barbierlatein zu erlernen, wurde er beim nächsten Examen, ihm selbst unerwartet und fast zum Schrecken, unter denen verlesen, die in das Gymnasium academicum promovirt werden sollten. In sprachloser Ueberraschung blieb er unbeweglich auf seinem Platze, während alle andern vortraten, um sich gebührend zu bedanken; und als der Generalsuperintendent ihn ungehalten anrief, sagte er zitternd: „Ich weiß nicht, ob es meinem Vater recht ist.“ — „Dummer Junge,“ schrie der hochwürdige Herr dagegen, „jetzt kann man nicht erst deinen Vater fragen. Geschwind, sage Ja

oder Nein!“ — Da schlich sich ein Ja über die Lippen des erschrockenen Knaben, und „mit diesem Worte“, so erzählte er später selbst, „war der Barbier aus meiner Seele hinausgejagt, der so klug angelegte Plan meiner Eltern vereitelt, die Hoffnung verschwunden, daß nach einigen Wochen meine Unterhaltungskosten aufhören, und die Sorge an ihre Stelle getreten, daß sie jetzt erst recht angehen und vielleicht unerschwinglich werden würden.“ — Der fromme Vater sah indes in der unerwarteten Versetzung einen Wink der Vorsehung und sprach: „Gott wird weiter helfen!“ Und die Mutter meinte, „ein Pfarrer wäre ihr auch recht“.

Das Coburger Casimirianum wurde absolviert und im Jahr 1768 ging der junge Akademiker nach Göttingen, um (unter Michaelis, Walch, Heyne u. s. w.) Theologie und Philologie zu studieren. Kaum hatte er die Universität absolviert, so erhielt er einen Ruf nach Kopenhagen als Hauslehrer in die Familie des Grafen Struensee. Sein ganzes Herz, wie er später oft bekannte, zog ihn dahin. Aber die Bitten seiner Verwandten hielten ihn zurück von jenem glänzenden Hause, das bald darauf zu einem Schauplatze wilden Schreckens wurde und seinen Herrn zum Blutgerüste wandern sah; — eine Fügung der göttlichen Vorsehung, deren Hohnbaum, wenn er später von den Führungen seines Lebens sprach, mit besonderer Rührung zu gedenken pflegte.

Der Weg zur Superintendentur.

Laßt uns preisen den Mann, der nach Maßgabe des Standes,
Den mit Gott er gewählt und nach des Herzens Beruf,
Solche Staffel erstiegen hat ausgezeichneter Ehren,
Wo stehn bleiben er darf, weiterem Streben entrückt!
Wer dem Gesetze sich weiht und dem Recht, ein Jünger der Themis,
Werde Minister des Staats oder doch wirklicher Rath;
Daß in die künstlichen Fugen verwickelten Menschenvereines
Er eingreife geschickt, fördernd mit sicherer Hand.
Wer den Degen ergreift, den gewaltsamen, bahne, die tausend
Rangordnungen hindurch, zum General sich den Weg,

Der als oberstes Haupt die eisernen Arme der Volkskraft,
Die sich entgegen dem Feind strecken, zum Siege bewegt.
Wer die dunklen Felder betritt asklepischer Heilkunst,
Stelle sich als Leibarzt nächst an des Fürsten Person,
Daß, ein Gefahrenbeschwörer, er über das theuere Leben
Wach', an welches geknüpft tausend geringere sind.
Doch, wem Geister des Friedens das Herz zur Gottesgelahrtheit
Neigten von Jugend auf, wandle die Wege des Heils,
Vom Hofmeister beginnend, durch dörfliche Predigtämter,
Bis Superintendent irgend ein Städtchen ihn grüßt.
Denn in der Stadt und am Hof will neuzeitgeistliche Bildung
Lieber im Schauspielhaus beten, wo Lüge sich schminkt,
Als in der Kirche, der schlichten; nur noch für ländliche Einfalt
Ist die Kanzel erhöht, Bühne des Höchsten zu sein.
Wie glückselig der Mann, dem städtische Sinnesverkehrtheit
Nicht zum Steine des Anstoßes auf jeglichem Schritt
Wird in des heiligen Amts Ausübungen, welcher den Samen
Seiner Lehren getrost kann auf empfänglichen Grund
Streuen am siebenten Tag, wie sein Zuhörer, der Sämann,
An den sechsen der Woch' ihm zuvor hat gethan.

Nach der Rückkehr von Göttingen trat Hohnbaum als Hofmeister in die Familie des Freiherrn von Könitz in Untersiemau. Hier erhielt seine Entwicklung nach zwei entgegengesetzten Seiten hin Anregung und Nahrung. Während er in den hochadeligen Cirkeln des freiherrlichen Hauses zuerst die feine Weltsitte und höhere gesellige Gewandtheit in sich ausbildete, die später ihn auszeichneten, fand er zugleich — was noch viel entscheidender für sein Leben wurde — in dem nahen Großheyrath eine Schule patriarchalischer Sitte und Wirksamkeit, wie sie in der weiten Welt kaum besser zu finden war. Hier bei dem originalen und genialen Pfarrer, bei „Vater Link", den man einen veredelten Geyler von Kaisersberg nannte, verlebte er „wahre Weihestunden". Noch im hohen Alter, wenn Hohnbaum einmal von den Ehren sprach, die ihm zu Theil geworden, hatte er nichts freudiger zu rühmen, als daß Vater Link sein väterlicher Freund gewesen sei und ihn du genannt habe, wie seine Bauern und Bäuerinnen,

die er in seinem fünfzigjährigen Amtsleben sich selbst erzogen hatte.

Im Jahr 1775 wurde Hohnbaum zum Diakonus in Rodach ernannt, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten, der eine Predigt des jungen Mannes gehört hatte. Der Generalsuperintendent Fischer, das Recht älterer Bewerber vertretend, schrieb im Unwillen über diese Berufung im Ordinandenbuche die Erklärung nieder, der Kandidat habe Grund mit Jeremias (I. 6) zu sprechen: „Herr, ich tauge nicht zu predigen.“ Als aber Hohnbaum seine Antrittspredigt in Rodach gehalten hatte, und die Schuster beim Jahrmarkt den alten Geuß, den Falstaff und Eulenspiegel jener Zeit, fragten: „Wie hat Euch der neue Diakonus gefallen?“ antwortete dieser: „Der hätt' ein Schuster werden sollen.“ — „Warum?“ — „Der hätt' alle seine Schüh verkäfft, eh Ihr nur Euere Stängele aufgemacht hättet!“

Noch in demselben Jahre führte der junge Diakonus seine Braut heim, eine Tochter des Apothekers Müller in Hildburghausen.

Nur zwei Jahre blieb er in seiner Stelle; im Jahr 1777 berief ihn der Herzog als Hofprediger nach Coburg. Damals schrieb der alte Link in seiner originellen Weise den lakonischen Brief an ihn: „Lieber Freund! Ich habe gehört, du bist Hofmaler geworden. Ich kenne nur Einen guten Hofmaler: das war der Prophet Nathan. Ich bin dein treuer Freund Link.“

In Coburg gab Hohnbaum seine Schrift „über die Abendmahlsfeier“ und seine Predigten über geschichtliche Texte des alten Testaments“ (2 Bände) heraus, war der gesuchteste Prediger, der belebende Mittelpunkt heiterer Geselligkeit und anregend und wirksam nach den verschiedensten Kreisen hin; aber dennoch ging er (im Jahr 1787) als Superintendent nach seinem stillen Heimathsorte Rodach zurück.

Hatte vielleicht der Prophet Nathan bei seinem Hofe sich unbequem gemacht? Oder trieb die Sorge für seine schon ziemlich

zahlreich gewordene Familie ihn zu einer auskömmlicheren Pfründe? — Er selbst gestand später: „Ich ging ungern, aber" — setzte er auch hinzu — „es war Gottes Barmherzigkeit und Treue, die mich diesen Weg führte." — Auch Frankfurt a. M., das ihn berufen wollte, konnte ihn nicht mehr locken.

In vollster Manneskraft, vierzig Jahre alt, trat Hohnbaum in sein neues Reich, das bald in Wahrheit ihm eigen und seinem Wirken, Streben und Wünschen zur vollen Genüge wurde. Hier in Rodach entfaltete er mehr und mehr den ganzen Reichthum eines heiteren Patriarchenlebens. Hier lebte er auf kleinstädtisch beengtem Boden stets in sich selbst zufrieden und beglückt, auf einem einsamen Eiland, aber stets mit schwellendem Geistessegel auf den Wogen der Zeit sich wiegend. Hier baute er die Hütten, die mehr und mehr mit seinen Kindern sich füllten und mit eben so viel Freuden sich schmückten. Hier weihte er den Boden, auf dem seine Gemeinde zu ihm heranwuchs und von ihm sich ziehen ließ, wie Kinder von ihrem Vater. Hier wurde er der Hohepriester, auf dessen Stirne ernste Würde strahlte, und dem doch die Musen — Musik, Malerei und Poesie — in immer heiterem Spiele die Schläfe bekränzten. Hier wurde er der „Alte von Rodach", an dessen ewig frischem Geistesborne Jugend und Alter sich erquickte, unter dessen heiterem Dache Fürsten und Dichter gerne weilten und alle Gäste Weisheit und Frohsinn fanden. Hier lebte der Greis die Idylle, die sein jugendlicher Freund zur Dichtung verklärte.

Haus und Hausherr.

Reich in sich, in den reichen Umgebungen, wohnet der Ober-
 Geistliche dieses Bezirks, welchen die Muse besingt.
Ihn zu vergleichen mit dir, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau,
 Dient zum Ruhme dir selbst, so wie zur Schande nicht ihm.
Aber du bist ein Gebild poetischer Schattenbelebung,
 Er, ein lebender Mann ist er, und doch ein Gedicht.

Noch sehen wir es, wie in hellem Sonnenschein, vor uns, das ländliche Reich des glücklichen Mannes. Durch die eiserne Pforte ging's von der Straße her in den geräumigen Hof; da stand die Superintendentur, ansehnlich mit schwarzbraunem Gebälk in weißen Feldern, mit jubelndem Vogelgesang vor den Fenstern. Dort links stand die Scheune und daneben der Stall, in dem neben Kälbern und melkenden Kühen der stattliche Braune scharrte und sorgsam eine gebrochene Fensterscheibe offen gelassen wurde, damit Schwalbe und Rothschwänzchen zu ihren Nestern ein- und ausfliegen konnten. Dort in der Ecke zwischen Scheuer und Haus der halb verfallene Thurm, ein Rest der alten Stadtumwallung und jetzt die Festung und Handwerksstätte der Knaben und das Zauberschloß der Mädchen. Dort, von der verfallenen Zinne herab, übersah man das Reich, auch den Hinterhof, wo neben Hühnern, Truthühnern und Tauben die vom Alten besonders geliebten Perlhühner um das Futter sich stritten; die weiten Obstgärten, welche an den alten Stadtgraben sich lehnten und in denen zur Zeit des Herbstes alle Thüren offen gehalten wurden, nach der heitern List, deren der Hausherr sich rühmte, daß nun die Streuner, wenn sie Obst stehlen wollten, ihm doch nicht die hübschen Hecken einzutreten brauchten. Von da übersah man in Höfen und Gärten das fröhliche Treiben von Kindern und Dienstboten und hörte wohl die glockenreine Stimme einer Magd im Gesange jubilieren; denn darauf hielt der Hausherr, daß seine Mägde gute Stimme und fröhlichen Sinn haben mußten.

Und im Vorderhof auf zwei hohen Steintreppen mit etwas wankenden Eisengeländern ging's zum Haus empor, wo vor der altersbraunen Hausthüre Ursus und Tasso, der braune und der schwarze Pudel, sich sonnten und den Gast freundlich umwedelten. Rechts die große sonnenhelle Wohnstube mit den fünf Fenstern, die noch nicht die Mode der Vorhänge kannten; hinter dem gewaltigen Ofen, in dem das Wasser der kupfernen Ofenblase und das Futter für Schweine und Kälber brodelte, glänzten die

steinernen Töpfe voll Milch und Rahm, in denen einst der kleine Enkel in unschuldiger Freude mit Pelzhandschuhen gewühlt, zum Entsetzen der Haushälterin und zum großen Ergötzen des Alten, — und etwas versteckter die Mehlwurmtöpfe für die Vögel der Kinder; und dem Ofen zur andern Seite der altväterische, mit schwarzem Leder überzogene Sorgenstuhl,

Der nicht den Namen verdient, weil nie die Sorg' ihn besaß; —

über der Stubenthüre, vom Alten selbst in Fresko gemalt, David und Jonathan; in der Mitte der Stube der schwere Tisch von rohem Eichenholz mit zwei Auszügen für Gäste; am letzten Fenster aber, das simple Hausgeräthe weit überstrahlend, der prachtvolle Wiener Flügel, zu dem die Kosten unter freudigen Entbehrungen erübrigt worden waren.

O wie war es erfreulich, die tägliche Stube betreten,
　Wo Beschäftigung wohnt, traulich der Stille gesellt,
Wo der Pinsel des Vaters mit Bildern seiner Geliebten,
　Mit Landschaften wohl auch rings hat die Wände geschmückt,
Wo am offnen Klavier ein Lied, vom Vater gedichtet,
　Und vom Sohne gesetzt, wird von der Tochter gespielt;
Wo in der Mitte der Tisch, die Familie fassend, noch einen
　Auszug birgt, daß Platz find' auch ein kommender Gast!

Und inmitten dieses Edens der Greis, auf kleiner, fast schmächtiger, aber elastischer und eisenfester Gestalt, der bedeutende Kopf mit der hohen Stirne, dem schönen, Geist, Liebe und Heiterkeit strahlenden Gesichte, das mit der Frische eines Jünglings und mit der Würde eines Patriarchen aus dem gescheitelten vollen Haar hervor blickte; die weiße Zipfelmütze, die im Feuer des Gesprächs oft weit hintenüber geschoben wurde, das lose geschürzte Halstuch, die lange, weißwollene Hausjacke, die ausgetretenen Pantoffeln und die langen weißen Strümpfe, die mit den kurzen schwarzen Höschen nicht selten in so bedenklich weitem Zwiespalt standen, daß einst, als Clauren unerwartet eintrat und der Alte ihn umarmte, die

kleine Enkelin zwischen Thür und Angel hinter der Bewillkommnungsscene niederkniete, um in Eile die Strümpfe des Großvaters wieder in die Schranken der stählernen Hosenschnallen einzufangen. Und doch war alles an dem Manne so nett und appetitlich!

Die Hausfrau.

Die Hausfrau, die reiche Mutter von zwölf Kindern, war zu jener Zeit schon gestorben. Sie war geschieden, noch ehe ihr das Haar bleichte. Wir selbst erinnern uns ihrer nur noch dunkel, wie sie im schwarzen Spitzenhäubchen und dunklem Jäckchen und Rock von „hausmachetem Zeug" emsig und freundlich im Hause umherschaffte; aber wir haben genug von ihr erzählen hören, um zu urtheilen, daß es bei weitem mehr eine Gunst als eine Ungunst der Vorsehung war, die dem Manne eine etwas anders, als er, geartete Natur zum Weibe gegeben hatte. Voll unermüdlichen Fleißes, reich an allen wirthlichen und mütterlichen Tugenden, führte sie Hauswesen und Kinderzucht und reichte mit ihrer Zeit und ihrem Sinne nicht immer aus für eine volle Theilnahme an dem höheren Schwunge des Mannes. — Als dieser eines Abends mit ihr an dem Tisch sitzt und in glühender Begeisterung ein Gedicht vorliest, unterbricht sie ihn, unter den Tisch blickend, mit den Worten: „Eh' ich's vergeß, Vater, Ihr rechter Strumpf hat ein Loch; ich muß ihn morgen flicken, eh' Sie aufstehen!" *)

Sie muß wohl eine Art Regiment im Hause geführt haben, so weit eben ihr liebreiches Herz dazu ausreichte. Als der Vater einmal ziemlich tief in der Nacht seelenvergnügt von einer fröhlichen Gesellschaft heimkommt, ist die Hausfrau schon zu Bett gegangen und empfängt ihn in der dunklen Kammer nicht eben mit freundlichen

*) Jean Paul hat diesen Zug in einer seiner Schriften angebracht. — Daß Mann und Frau sich Sie nannten, müssen wir aus der Sitte der Zeit und einer Eigenthümlichkeit Hohnbaum's erklären.

Worten. — „Sein Sie nur gut, Mutter,“ sagt er dagegen, „ich bring' Ihnen auch ein Spitzle mit.“ Und als sie nun erst recht ärgerlich wird über den unnützen Hund, sagt er: „Lassen Sie's nur, ich nehm' ihn gleich mit ins Bett.“ — Am frühen Morgen aber, als der Mann noch schläft, kommt sie leise mit einem Schüsselchen Milch und Brod in die Kammer und sucht unterm Bett: „Wo ist denn Ihr Spitzle, Vater?“ sagt sie endlich; „es muß doch Hunger haben.“ — „Ja, Mutter, das Spitzle ist über Nacht wieder fort, weil Sie so gezankt haben,“ sagt der Vater lächelnd; „und es ist mir selbst recht, denn ich hab's ja im Kopf gehabt.“ *)

Wenn der Vater mit Freude solche Anekdoten erzählte, verfehlte er nicht, mit Rührung auch des frommen, gottergebenen Sinnes der lieben Frau zu gedenken. Er war einst in schweren Sorgen, wie er den jüngsten Sohn zur Reise nach England ausstatten sollte, nach Hildburghausen geritten, um vom kleinen Vermögen der Frau dreihundert Gulden aufzunehmen, eine hohe Summe für die damalige Zeit und seine knappen Verhältnisse. Erst in später Nacht kann er heimkehren, und als er vom Pferde steigt, ist — sein Geldgurt fort. Der Sohn, der das Pferd in den Stall gezogen hat, rennt im Schrecken ohne Weiteres fort auf dem Wege nach Hildburghausen zu, um zu suchen. Der Vater tritt, in voller Erkenntniß des großen Verlustes, zu seiner Frau in die Stube und spricht: „Mutter, Ihr Geld, — es ist verloren!“ — Nur ein Schatten fliegt von dem bleichen Gesichte des Mannes auf das ihrige über, dann spricht sie: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! der Name des Herrn sei gelobet! — Väterchen, Er hat uns viel Gutes gegeben und noch viel Gutes gelassen. Seien Sie nicht betrübt!“ — Da geht dem Vater das Herz in Freuden auf über seine Frau und ihren Trost; die Mutter macht Punsch, damit der Vater vom kalten Nachtritt sich erwärme; sie setzen sich zusammen und erzählen sich von allem Guten, das

*) Ein Spitzchen heißt in thüringischer Redeweise ein Räuschchen.

ihnen Gott gegeben, und von ihrem Vertrauen, daß er noch weiter helfen werde. Da, um Mitternacht, singt's plötzlich in der stillen Dunkelheit die Gasse herauf mit heller Stimme: „Freut euch des Lebens", und über das verschlossene Gitterthor herüber jubelt der Ruf des Sohnes: „Mutter, das Geld ist da!" Der Gurt war nicht verloren, sondern aus Versehen in Hildburghausen liegen geblieben, und der besorgte Neffe hatte ihn noch in der Nacht durch einen Boten nachgesandt.

Wie Mann und Frau mit einander standen, davon finden wir ein schönes Zeichen in einem Gedichte aus dem Nachlaß Hohnbaum's:

An meine Frau auf dem Wege nach Haus.

Unter Nachtigallenschlägen
Wandr' ich dir, Geliebte, zu!
Stetes Bild auf meinen Wegen,
Gutes, liebes Weib bist du.

Höre dich wohl zehn Mal klagen:
Ach, wie lange bleibt er aus?!
Höre meine Kleinen fragen:
Wann kommt Vater denn nach Haus?

Und ich gebe, was ich fühle,
Nicht um Nachtigallgesang,
Nicht um dieses Abends Kühle
Und der Sonne Untergang.

Immer näher, Liebe, Gute,
Bringt mich jeder Schritt zu dir!
Jede eilende Minute
Euch, ihr lieben Kinder, ihr!

Sich ans Weibchen anzuschmiegen,
Geht der Vogel auch zur Ruh';
Selbst die trägen Raben fliegen
Schon dem Nest im Walde zu.

Die Mutter starb, 54 Jahre alt, im Januar 1813 am Nervenfieber. Im Angesicht der Ewigkeit schien ihr Wesen von

allen Mühen und Sorgen des Hauswesens sich loszuwickeln und zu höherem Sein zu verklären. Sie sprach in den letzten drei Tagen viel in Versen voll rührender Liebe und erhabnen Sinns. — „Unter unserem Jammer," schreibt der Vater an die Söhne in England, „zwang sie uns zur Bewunderung ihrer Seelengröße, die sich immer mehr bis zur Verherrlichung entwickelte. — Euch drei Brüder sah sie einen ganzen Tag lang vor sich, — einmal in schwarzen Kleidern mit weißen Stäben in den Händen; sie ließ sich nicht ausstreiten, daß Ihr noch zu ihr kommen müßtet, wollte die Gartenthür aufgemacht haben, sprach mit Karl" (dem ältesten Sohne, der als Arzt an ihrem Bette war) „als mit Dir, Gottfried, ermahnte ihren Heinrich zum Frieden mit seinen Brüdern und zur Rechtschaffenheit. O gebt mir Euer Wort, daß Ihr das Andenken Eurer guten Mutter auf die Art ehren wollt, wie es ihre heiße Sehnsucht verlangte, — durch Rechtschaffenheit und Tugend!" — Und im August schreibt er an dieselben: „Wie ich jetzt lebe? — Nach meinem Verlust war mir freilich die Welt zu weit. Ich zog mich immer mehr in mich zurück. Aber nach und nach forderte die Zeit ihr Recht. Ich ging wieder an meine gewohnten Geschäfte und betrachtete mich als einen schwachen Menschen, der durch Feuer geläutert und gehärtet werden muß. Dies Feuer ist noch nicht ausgelöscht (erst kürzlich lagen Julchen und Charlotte sehr krank darnieder). Aber es verzehrt mich nicht. Julchens, Charlottens und Augustens*) ausgezeichnete Bravheit erquicken mein Herz. Die Mädchen pflegen und döckeln mich über die Gebühr. Alle meine Kräfte erhalten sich wunderbar. Und nun habe ich Euch drei brave Jungen, die Ihr mir erst durch die letzte Nachricht Euerer wiederhergestellten Einigkeit große Sorgen weggenommen und ein wahres Fest bereitet habt."

*) Julchen und Charlotte waren die Töchter, Auguste eine auch schon erwachsene, verwaiste Enkelin des Greises.

Haushalt.

— Ein reinlichstes Bild, mit treffendsten Zügen entworfen,
Soll mir ein Haushalt hier werden der freundlichsten Art,
Den kein Fleckchen entstellt, verunziert nirgend ein falsches
Strichelchen, irgend wie klein, welcher im ruhigsten Gang
Wiederkehrender Rhythmen dahin fließt still harmonisch.

Kein Allerheiligstes einer Studierstube barg die Würde des Superintendenten vor den Augen der Hausgenossen. Die Wohnstube selbst, wo emsig, heiter und tumultlos das Leben des großen Haushalts hin- und herwogte, — die Wohnstube selbst war von ihm zur Werkstätte seines Geisteslebens geweiht. Da hinein trat er Morgens aus seinem engen Schlafkämmerlein, so frisch und klar, wie im Morgenthau gebadet, und alle Hausgenossen eilten herbei, sich seinen heitern Morgengruß zu holen. Hier saß er dann Vormittags über mit seiner dampfenden Pfeife bei einer Tasse Kaffee vergnügt an der Arbeit. Es irrte ihn nicht, wenn sie zwischenein Rath und Befehl von ihm wollten fürs Graben und Säen, Heuen und Schneiden, Düngen und Dreschen, oder wenn zu andern Zeiten die Spinnräder schnurrten, das Butterfaß stampfte, die Mäuler plapperten und die Kanarienvögel aus Leibeskräften darüber hinausschrieen; er arbeitete an seinem Pulte ruhig fort. Als einst auch noch ein Häuflein von Enkeln in der Stube herumtanzte und heillos spektakelte, wollte die gute Schaffnerin ihnen wehren. „Ei, lassen Sie's doch," sprach er, „tanzen Sie lieber selbst mit; mich stört nichts." — Wenn's ihm ja zu bunt wurde, so stand er auf und gab dem kleinen Volke allerlei Aufgaben, Räthsel, Endreime oder dergleichen; und während sie still an der Lösung saßen, flog seine Feder wieder in ungestörtem Gedankenzuge über das Papier. Und doch lauerte alles auf den Alten, ob man ihm nicht einen Wunsch an den Augen absehen könnte. Wenn ihm das Feuer im kurzen Pfeifenstummel ausging, wie manchmal überlisteten sich da Kinder und Mägde! Und ehe er noch mit Stahl und Stein zu

kippen anfing, rannten schon zu zwei Thüren zwei und drei zugleich mit lodernden Lichtspänen aus der Küche herbei und stellten sich lachend um den herzlich lachenden Alten.

Mittags mußte richtig um zwölf Uhr die Suppe auf dem Tisch stehen, und wenn die Gäste säumten, so ging er selbst hinaus, um mit dem Sprachrohr aus Gärten und Feldern sie herbeizurufen. Im blanken Zinn, dem Stolz der Küche, wurde serviert; auf dem Rücken der Schüsseln und Teller standen als Wahrzeichen echt englischen Ursprungs die drei Engel und noch manche Zahl von 1600 her. Nach eben so altem Küchenzettel kamen jeden Donnerstag und Sonntag die unvermeidlichen Klöse mit Braten, das Leibessen der Kinder, und Sonnabends Linsen oder Erbsen mit selbstgezogenem, frischem oder geräuchertem Schweinefleisch oder eben dergleichen Würsten. Aber wo es galt, für liebe Gäste und hohe Feste, wurde hoch aufgeschüsselt, aus Taubenschlag und Hühnerhof das fetteste Geflügel aufgetischt, zu Lust und Witz der Tafelrunde auch eine langgesparte Flasche edeln Rheinweins aus dem Keller geholt und zum Kaffee der klassische „gerührte Kuchen" aufgesetzt, den die Töchter, sich ablösend, so eifrig geschlagen, daß ihnen noch die Arme lahmten und die Wangen glühten.

Doch auch beim alltäglichen Mahl, bei Suppe, Gemüse und Fleisch, strömten die Lippen des Greises von Heiterkeit und munterem Scherze über. Und nach dem unentbehrlichen Mittagsschläfchen, das er zehn Minuten lang in seinem Schlafkämmerchen hielt, saß er dann wieder in der Stube, malend an seiner Staffelei, oder dichtend und schreibend am Pult, oder lesend im Sessel. Es kümmerte ihn auch da nicht, wenn Nachbarinnen oder Gevatterinnen bei den Töchtern redselig einen Kaffee tranken oder selbst einmal die Mägde der Nachbarschaft „bei den Superintends zum Rocken" kamen. Er selbst schoß, hin und wieder von seiner Arbeit aufblickend, Funken des Witzes und der Lust unter die Gäste.

Und an dem großen eichenen Familientische saßen auch die Pfarrer mit Frauen und Töchtern, wie sie aus weiter Runde zu

breitspurigen Besuchen kamen. Wenn irgend etwas von Geist in einem Menschen steckte, unter den geistigen Hammerschlägen des Alten mußte es Funken geben; und er freute sich über jeden Lichtstrahl, fand aber auch niemanden unleidlicher, als den wirklich Geistlosen und Langweiligen.

An den langen Winterabenden waren alle Hausgenossen in der großen Stube beisammen; denn es brannte nur ein Ofenfeuer im Haus. Herr und Kinder und Mägde und in späteren Jahren manchmal auch noch ein Häuflein von Enkeln saßen um den eichenen Tisch herum, bei einem Talglicht, ein jedes bei seiner Arbeit oder seinem Spiel. Da geschah es wohl auch, daß der Hochwürdige selber beim „Linsenlesen" half oder die Zwetschgen und Schnitze zum Dörren auf die Hürde aufstellte. Ja, manchmal vergnügte er sich, das Garn seiner fleißigen Spinnerinnen selbst abzuweifen, und als er einst von einem Gaste bei solcher Beschäftigung getroffen wurde, sagte er lächelnd: „Verzeihen Sie; man darf nichts halb thun im Leben!" und erst, als er seine Spule ruhig abgeweift hatte, wendete er sich zu jenem: „Nun stehe ich ganz zu Ihren Diensten."

Es haben uns die Mägde erzählt, wie an solchen Abenden der Alte gar oft sie in die Schule nahm und, wie zur Unterhaltung, aus allen Reichen der Welt docierte, auch wohl die Landkarte herbeiholte und manchmal daran Schuld war, daß Kartoffelschälen und Gänserupfen unter ihren Händen, zum heimlichen Verdrusse der Hauswirthin, ins Stocken gerieth. „Wir wußten nicht, ob wir Mägde oder Kinder im Hause waren," sagte uns eine derselben, „aber wir alle hatten ihn lieb wie einen Vater."

Es war wohl ein geruhiges und friedliches Leben, das der Alte führte. Aber eine Gemächlichkeit, wie sie sich unter gleich glücklichen und unbewegten Verhältnissen zu bilden pflegt, jene Gemächlichkeit, die behaglich am Nelkenbeet kauert oder den Tabaksrauch träumend zum Fenster hinaus bläst, die in schöner Gegend wohlbedächtlich sich entzückt, oder die Hypochondrie emsiglich an den Sohlen sich abläuft, — das alles kannte er nicht. Zwar hätte

er wohl die Muße dazu gehabt; denn wir gestehen, den Papierdrachen, der jetzt den Frieden der Ephoren und selbst die Idylle unserer Dorfpfarrer verheert, Akten, haben wir nicht in seiner Stube gesehen; in Drang und Hast der Arbeit, wie sie unsern Geschäftsmännern gewöhnlich ist, haben wir ihn nie gefunden, und das böse Wort, das jetzt alle Welt im Munde führt, das Wort: „ich habe keine Zeit“, wir haben es nie von ihm gehört.

Er war stets rüstig und thätig in seinem Amte; aber er betrieb es wie zu seiner eigenen Freude, nicht als mühsame Arbeit. Es ließ ihm noch volle Freiheit, sich selbst und seinen Neigungen zu leben. Aber in der reichen Muße, die es ihm gewährte, war er doch nie müßig. — Wöchentlich brachte die Coburger Bötin die gesetzte Zahl Bände aus Meusels Bibliothek zur leichteren Lektüre im Lehnsessel, und dazwischen las er die alten Klassiker in den schönen Zweibrücker Ausgaben (denn er wußte noch nicht, daß unsere Frommen den armen Pfarrer von Grünau so scharf tadeln würden, weil er behaglich in seinem Homer gelesen) und manche Bücher ernsteren Studiums, die ihn in seiner Wissenschaft fortführten. Als die Söhne nach England gingen, trieb er eifrig Englisch; als er einen Botaniker zum Schwiegersohn bekam, fing er an, auch Botanik zu treiben und Pflanzen zu malen. Und noch blieb ihm Zeit genug für seine drei Künste, Malerei, Musik und Dichtkunst.

Die Predigt.

Wohlehrwürdig, wie keiner, erscheint er, wenn er mit Stimmen
Heller Glocken zu sich seine Gemeinde beruft,
Wenn, des Geschäftes entbunden, sie nahen in reineren Kleidern,
Um vor Gott zu empfahn Reinigung auch des Gemüths;
Wenn die Klänge der Orgel, die Töne des Menschengesanges,
Wie ein rauschendes Meer, wogen im Hause des Herrn;
Drauf urplötzliche Stille vom Himmel fällt und das Meer schweigt,
Und im Tempel gehört nichts als das einzige Wort

Wird des Dieners des Herrn, des Verkündigers seiner Gebote,
Dem das Amt ist verliehn, unter des heiligenden
Geists Einflusse, der Schriften geoffenbartes Geheimniß
Auszulegen dem Volk und ihm zu deuten den Weg,
Wie unsträflich es wandle die Pfade des Heils und des Friedens,
Und am besseren Theil Schaden nicht nehm' auf der Fahrt.

Am Abend vor den Sonn- und Feiertagen war es in der großen Wohnstube stiller, als gewöhnlich, und fast feierlich. Das Haus war schon sonntäglich aufgeputzt, die schnurrenden Spinnräder um der Sabbathsruhe willen bei Seite gesetzt. Die Mägde besserten an ihrer eigenen Wäsche; keine Hausarbeit wurde ihnen mehr zugemuthet. Die Töchter schnitten „Klösbrocken" für das sonntägliche Mahl. Nur leises Geflüster regte sich; denn an einer Ecke des frisch gescheuerten Tisches saß der Hausherr und — „studierte."

Die aufgeschlagene Bibel mit dem Text, den er schon am vorigen Sonntag sich angesehen und die Woche über bei sich erwogen hatte, lag neben ihm. Gedanken spinnend zeichnete er mit seiner Rabenfeder Figuren und Ornamente auf ein Blatt hin. Endlich griff er nach dem Konceptbogen und begann zu schreiben. Sein Auge leuchtete; in ununterbrochenem sicheren Zuge ging die feine Rabenfeder über das Blatt hin; kaum ein Wort brauchte nachgebessert zu werden. An der untersten Ecke der zierlich und gedrängt voll geschriebenen Quartseite endigte er mit einem Amen. Dann stand er auf und ging leise und sinnend zu Bette. Am andern Morgen in der Sakristei durchlas er das Koncept und predigte dann frei.

Es liegt eine ziemliche Anzahl seiner Predigten, auch noch aus seinem hohen Greisenalter, vor uns; die Koncepte sind nur wenig abgekürzt, jede Predigt nimmt eine Quartseite feinster Schrift ein. Der Inhalt ist voll Natürlichkeit, Innigkeit, lebendiger Kraft, kaum eine Predigt ohne sichtbare Genialität der Gedanken. Nur ein Koncept finden wir in ungewöhnlicher Form. Es ist auf die Rückseite eines Briefs geschrieben, in welchem ihm der Kammerherr

von Schuler in Hildburghausen für den nächsten Morgen seinen und des edlen von Truchseß Kirchen- und Hausbesuch ankündigte.

Es kamen viele aus der Nähe und Ferne in die Kirche nach Rodach, wie ehedem zu dem jungen Diakonus, so jetzt noch zu dem jugendlichen Alten. Und nicht bloß wenn die Wagen aus Coburg anrollten oder selbst fürstliche Gäste aus Coburg oder Hildburghausen zur Rodacher Kirche kamen, auch an den gewöhnlichen Sonntagen war's eine oft wiederkehrende Rede: „Nein, so schön wie heut', dächt' ich, hätt' unser Herr Supertend doch noch nicht gepredigt!" Noch in seinem 75sten Jahre, als einer der Söhne ihm brieflich zugeredet hatte, er solle sich doch schonen und manchmal bei einer Predigt vertreten lassen, konnte er diesem ablehnend antworten: „Das Predigen ist mir ja keine Arbeit, sondern eine wahre Erholung, und ich danke Gott, daß ich glauben kann, der selige Geuß von Hetschbach würde vielleicht heute noch sagen: „Der hätt' ein Schuster werden sollen!"

Aber es wohnt auch die Kraft der Beredtsamkeit dir auf der Lippe,
Und die Fülle der Brust strömet in Worten sich aus,
Stark, einfältig und edel. Nicht zierliches Rednergeschnitzel,
Logisches Bretergerüst, gliedriges Chrieengeripp,
Wortegebälk, nach der Schul' Eintheilungsgründen gezimmert,
Das nur die Ohren verbaut, sperrt zu dem Herzen den Weg;
Sondern Gedanken des Lebens, im lebenden Leibe des Wortes,
Weder nackt noch verschmückt, stellst du dem geistigen Blick
Deiner Versammlung dar, sie mit doppelter Kraft anfassend,
Daß sich erbaut das Gemüth fühlt und belehrt der Verstand.

In seiner Gemeinde.

Der hat völlig erkannt die Würde des hohen Berufes,
Wer Seelsorger zuerst sich vor der Welt hat genannt,
Wenn für die himmlischen Bürger, auf irdischer Reise, die Seelen,
Höchste Beseligung ihn, selige Sorge beseelt.

Feierlich stehet er da, gleich am Eingange des Lebens;
Meldet ein Pilger sich an, nimmt er ihn sanft in Empfang,
Führet den Neuankömmling, mit heiliger Fluth ihn besprengend,
Reinigend ein ins Haus, in die Gemeinde des Lichts;
Ladet den durstenden drauf und hungernden Gast zu des Bundes
Mahle, wo Gott zum Trank selbst und zur Speise sich giebt;
Legt die Hand ihm vermählend in die von einem Genossen,
Daß nun auch er den Kelch leere des ehlichen Glücks;
Und wenn endlich zu Schlaf sich und Ruh' der gesättigte Gast neigt,
Steht er am Grab und schließt Pforten des Himmels ihm auf.
So hoch stehet der Mann, der mitten im Erdengetümmel
Frieden aus himmlischen Höhn ruft auf die Geister herab;
Der bei jeglichem Schritte dem Wanderer tritt an die Seite,
Ihm auf schwieriger Bahn bietet Belehrung und Rath,
Ihn von Wiege zu Grab, durch alle Gestalten des Lebens
Leitet, in Weh und Lust, milde, behutsam und ernst.
Aber gewichtiger hat auch den gottverliehenen Einfluß
Nie ein anderer Mann auf die Gemeinde benutzt,
Seinen gezeichneten Kreis mit gereifterem Wirken erfüllend
Und mit gedeihenderem Eifer des Guten, als du,
Trefflicher, welchen ich preise. Der Herr durch längere Dauer
Hat dir des wirksamen Amts Wirkungen erst noch erhöht.
Ein ganz neues Geschlecht, dir unter den Händen geboren,
Hast allmählig du dir selber gezogen heran,
Und dir zu sie gebildet, daß alle wie Kinder die Lehren
Ihres Vaters verstehn und sie befolgen dazu.
Recht als ein Hirt in Wahrheit erscheinst du, welchen der Herr hat
Ueber die Herde gesetzt, welche dir willig gehorcht;
Die du mit Freude geleitest zu Wasserbächen des Glaubens
Und zu Triften der Gottseligkeit führest mit Lust.

Er war in seinem Amte nach allen Seiten hin thätig, aber kurz abmachend, vom Mund zum Herzen, nicht mit Tinte aufs Papier, ohne viel Umschweife, ohne Berichterstattung und Resolutionseinholung, wie ein Patriarchenfürst, der unter dem Thore Recht spricht, — wie ein Prophet, der auf Markt und Gassen predigt, — wie ein Vater, der mit seinen Kindern lebt, und sie daher nicht zu beaufsichtigen und wenig zu gouvernieren braucht. Er dachte

nicht an organisatorische Maßregeln und außerordentliche Generalreformen; aber er ging mit heiliger Liebe jedem Einzelnen ans Herz. Seine ganze Gemeinde und jeder Einzelne empfand die Gewalt seines Einflusses. Aber sie wußten wenig von neuen Einrichtungen und besondern Fällen zu berichten, sondern nur daß sie unter seinen Augen gelebt, daß sie ihn geliebt und verehrt und im Hauche seines Geistes geathmet hatten.

Bei aller Milde und Herzlichkeit seines Wesens war er ein scharfer Bußprediger für Gefallene und ein starker Gewissensmahner für unsaubere Geister. Noch lebt in seiner Gemeinde die Geschichte von einem Proceß zwischen einer Wittwe und einem reichen Bürger, der ihr ein Pferd abgekauft hatte; ein Eidschwur sollte den Proceß entscheiden. Hohnbaum kam zu beiden ins Haus; unter Thränen beschwor er sie, ihr Gewissen nicht zu beschweren, sondern sich gütlich zu vertragen; als aber nichts fruchtete, fuhr er in heiligem Zorne mit der Drohung des göttlichen Strafgerichts über den Bürger her, an dessen Recht er zu zweifeln Grund hatte. Dieser schwur dennoch. Indes einige Tage darauf, als er über Feld ritt, brach ein plötzliches Gewitter ein und schwellte den Bach, den er zu passieren hatte und der sonst leicht zu durchwaten war, zu stürmischer Fluth an. Der Reiter mußte absteigen und sein Pferd über den Steg führen. Da stieß das Thier, das er hinter sich herzog, seinem meineidigen Herrn in den Rücken, daß er hinabtaumelte und ertrank. — „Den hat unser „Supertend" gezeichnet," sagten die Leute.

Er war seiner Gemeinde ein rechter Seelsorger, der die Verlorenen nicht nur suchte, sondern auch von ihnen gesucht wurde. Aber freilich waren es nicht allein büßende Magdalenen, die man aus der Superintendentur kommen sah, nicht allein Väter und Mütter, die er über das Wohl ihrer Kinder berieth, nicht allein Liederliche mit Zerknirschung im Herzen und einem reichen Gottespfennig für eine bessere Zukunft in ihrer Tasche; auch der Drechsler mit dem neu erfundenen Spinnrad ließ sich von ihm berathen und

bewundern; manchem Burschen mußte er zu einer guten Lehre helfen, in manchen Proceßhandel fuhr er mit hellem Zorne hinein; dem jungen Manne, dem eine neue Erfindung im Kopfe gährte, half er bei seinen Papiermaché=Planen, und weil dem blutarmen Menschen niemand einen Kreuzer borgen wollte, brachte er selbst hundert Thaler auf und half damit ein Geschäft gründen, das später (es besteht noch) mit vielen Tausenden rentierte und dessen Besitzer seines ersten Wohlthäters stets dankbar eingedenk blieb.

In jenen Zeiten, wo die geistliche Amtswürde mit unnahbarem Nimbus sich zu umgeben pflegte, trat er als natürlicher Mensch in alle Kreise des Lebens, unbewußt, daß er es that und daß er anders hätte thun können. Es war nichts von gemachter Popularität an ihm; allen trat er mit seiner herzlichen Liebe und herzgewinnenden Freundlichkeit entgegen, mit jedem sprach er harmlos, mit Alt und Jung machte er bei guter Gelegenheit seinen Spaß, mit manchem trieb er Schelmerei, und doch war etwas Gehaltenes, fein Anständiges, etwas Vornehmes und Ehrfurchtgebietendes in seinem ganzen Wesen.

Wenn er in der Dämmerung lauer Sommerabende mit seinen kleinen Enkelinnen am Arm seelenvergnügt durch die Gassen schlenderte, — es war freilich nur der kleine Mann in Pantoffeln und Hausjacke und Zipfelmütze; aber rechts und links standen die Leute von ihren Thürbänken auf und riefen ihr: „Schön guten Abend, Herr Supertend!“ und rechts und links tönte sein frischer, freundlicher Gegengruß. — Nie ist sein Amtsansehen angetastet, nie sein Ruf auch nur mit dem leisesten Makel befleckt worden.

Er sann nie darauf, wie er sich Liebe in seiner Gemeinde erwürbe, und war überrascht und gerührt, wenn Zeichen ihrer Anhänglichkeit ihm entgegen traten. Als beim Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts eine Schar von Bürgern in der Neujahrsnacht gegen zwei Uhr unter sein Fenster trat und ihn mit dem Choral weckte: „Mein erst Geschäft sei Preis und Dank ꝛc.“, da schrieb er darüber erfreut an seinen ältesten Sohn nach Jena: „Ich dachte nicht, daß

ich so viele Liebe besäße." — Und über seinen 75sten Geburtstag schrieb er an eine liebe Schwiegertochter: „Mein Geburtstag wurde diesmal auf eine solenne Weise gefeiert. Am Abend wurde ich mit der ganzen Familie und allen meinen Gästen in eine hiesige Bürgergesellschaft eingeladen, wo — doch das müßten Sie gesehen und gehört haben. Ich kann nur so viel sagen, daß die Liebe dieser Leute mich ins Innerste rührte und ich wie vernichtet dastand."

Und das Reich seines Wirkens und die Ernte herzlicher Liebe ging ja noch über den Stadtgraben hinaus:

Denn ihm wohnen umher Landgeistliche, die, als der Kirche
  Unterhirten bestellt, folgen als Oberem ihm;
Dreifach hoch ihn zu halten bedacht, wie's äußerer Würde,
  Wie es innerem Werth, wie es dem Alter gebührt.
Oftmals schicken dieselben die rollenden Kutschen des Landes
  In das Städtchen herein, jeder am eigenen Tag,
Ihn zu tragen hinaus zu den altherkömmlichen Schmäusen,
  Die auf der Pfarre veranlasset sein feierlicher
Kirchen- und Schulenbesuch. Dann folgt auf Stunden des strengen
  Ernstes am Abendtisch eine der heiteren Lust,
Die wohl darf von der Stirne des Sinnens Falten verwischen,
  Aber nimmer aus ihr rauben Besinnung und Sinn.

Und so oft er von solchen Visitationen heimkehrte, wußte er immer von einer neuen Freude zu erzählen: wie er an seinem Pfarrer eine neue Geistesader entdeckt, wie er am erbaulichen Gesange der Gemeinde sich gelabt, wie er einen kernhaften Bauern oder eine fromme Bäuerin herausgefunden, wie er an ein paar lieben Kindern sich erquickt, wie schön sie die Kirche geschmückt, oder gar ihn selbst, wie's ihm manchmal geschah, mit Blumen bekränzt hatten.

Uebertritte in die Weltlichkeit.

War es der Dichter, der manchmal mit dem Superintendenten durchging? oder der natürliche Mensch, der aus der geistlichen

Würde herausschlüpfte? — genug, man weiß es, daß schon in jenen frühen Jahren, wo es dem Geistlichen noch zur Unehre gerechnet wurde, wenn er den heiligen Fuß über die Schwelle eines Schauspielhauses setzte, — daß in jenen Jahren manchmal bemerkt wurde, wie der rasche Braune des Rodacher Herrn Superintendenten in Hildburghausen bis in die späte Nacht auf den Schluß des Theaters warten mußte; und man erzählt sich, daß an einem solchen Abend ein wohlbekannter adeliger Herr, im Militärmantel des österreichischen Pensionärs, sich mit zudringlich neugierigen Fragen an den kleinen schwarzen Herrn annestelte, und endlich, nach manchen vergeblichen Versuchen, von andern auf die richtige Spur gebracht, triumphierend herausplatzte: „Nun weiß ich's doch; ich hab' die Ehr', den Herrn Superintendenten Hohnbaum von Rodach", — und daß dieser, sich verbeugend, rasch erwiderte: „Ja wohl! und ich habe gewiß die Ehre, den Herrn Thorschreiber von Hildburghausen vor mir zu sehen?"

Er selbst schreibt später an einen seiner Söhne: „Deine Liebhaberei für das Theater hast du mit deinem Vater gemein. Ich kenne wenige Vergnügungen des Geistes, die das überwiegen. Ich pflege dann ganz in der Welt zu sein, die mir gerade vorgezaubert wird, und bin deswegen sehr nachsichtig gegen die Kunst des Schauspielers, weil ich mehr mit dem Inhalt des Stückes beschäftigt bin. Die gewöhnlichen Zuschauer wenden es gerade um, und wissen immer nichts herauszubringen, als Lob oder Tadel des Schauspielers." Aber wie spärlich kamen solche Vergnügungen an ihn! Wie selten verirrte sich eine Schauspielergesellschaft nach Hildburghausen, und wie seltener noch konnte er die Reise dahin aufwenden, oder durch den bodenlosen Weg nach dem noch entfernteren Coburg sich durcharbeiten!

Doch in seinem Städtchen selbst hatte er ein Theater, das ihm durch Erinnerungen aus seiner frühen Kindheit besonders lieb war. Das war der „Gregor", das große Schulfest, an dem die Schüler der Stadtschule alljährlich einmal auf offener Straße,

und zwar zuerst vor der Superintendentur, ein Schauspiel aufführten. Wenn er beim öffentlichen Examen der Stadtschule präsidierte, da sah man ihn in voller Amtswürde in schwarzem Mäntelchen und weißen Ueberschlägchen dasitzen; aber beim Weggehen bekam mancher Junge noch einen herzlichen Kniff in die Backen, und: „Paßt auf," sagten dann die Leute, „ob der nicht das nächste mal den Gregor mitspielen muß?"

Und wenn nun das Fest kam, — wir haben als Kind es selbst mit erlebt, — am dritten Pfingsttage nach der Predigt, die der Alte hielt, welch ein Spektakel! Der ganze Superintendenturhof gedrückt voll, und selbst auf der hohen Mauer hockte es Kopf an Kopf, — und der Shylok mit dem langen Barte, der Blitzjunge, der so schwadronierte, das war des Herrn Superintendenten eigener Enkel, und das Stück hatte der Alte selbst für seine liebe Jugend aus Shakespeare zugestutzt, und im nächsten Jahre dichtete er für sie ein neues, — „das Hemd des Glücklichen", — und so manches Jahr fort.

Wie hatte er doch sein Völkchen verwöhnt! Als die jungen Leute des Städtchens sich so hoch verstiegen, daß sie selbst eine Art Liebhabertheater errichten wollten, da hätten sie es anderswo hübsch hinterm Rücken ihres Pfarrers und vielleicht zu seinem Aerger gethan; aber hier kamen sie zuerst zu ihrem alten Herrn, der damals schon in den Siebzigen stand: „Herr Superintend, was meinen Sie? wird's gehen? Wenn Sie uns freilich einen Rath geben wollten! Und wenn Sie uns so einen hübschen Prolog dazu machten!" Und der Alte gab beides und brachte im Prolog recht fein an, was zu Nutz und Frommen der bürgerlichen Schauspieler zu sagen war.

Verkehr.

Im Städtchen selbst fand er, neben dem patriarchalischen Verkehr mit seiner Gemeinde, nur sehr wenig nähern Umgang.

Ein Wirthshaus besuchte er nie. Wir wissen fast nur von der Familie Stockmar, den Eltern des nachmals berühmt gewordenen Baron von Stockmar*) und seiner liebenswürdigen Schwester Friederike, daß er mit ihnen in vertrauter Verbindung stand. Aber überall, wo er hinkam, war er der hoch willkommene, alles mit Geist und Heiterkeit belebende Gast. „Wenn er zu unsern Eltern kam," — so erzählt uns seine liebe Christel Glaser,**) — „es war nach seiner Gewohnheit meist schon spät Abends, da wurde alles munter, und selbst die schläfrigen Kinder, eines nach dem andern, krabbelten wieder aus den Betten heraus und setzten sich mit um den Tisch herum oder kauerten im Hemd hinter dem Ofen, um den lieben heitern Alten und seine schönen Geschichten zu hören."

Sein eigenes Haus war immer gastfrei geöffnet und alle guten Geister aus der Nähe und viele aus der Ferne kamen oft und gern unter sein Dach. Viele bedeutende Menschen traten in den Kreis seines reichen Geisteslebens ein. „Ich rechne es," schrieb er an einen seiner Söhne, „unter die vorzüglichsten Wohlthaten des Himmels und Freuden meines Lebens, daß ich mit so manchem edeln und großen Mann in Bekanntschaft und Freundschaft kam, und wünsche, daß meine Kinder das nämliche Glück erlangen mögen."

Jede der ihm befreundeten Musen sandte ihre Vertreter zu ihm: die Musik ihren Karl Maria von Weber, der zu Anfang dieses Jahrhunderts längere Zeit in bescheidener Stille in Hildburghausen lebte, den immer wieder zur gastlichen Superintendentur vagabundierenden Böhner u. a. m.; die Malerei führte ihm noch in späten Jahren den „Gevatter Kupferstecher Barth", wie Rückert ihn nennt,***) in vertrautem Verkehr nahe. Er lebte oft Wochen

*) Vergl. S. 14 f.

**) Ein Gedicht von ihm „an Fräulein Glasers kleinen Finger" ließ Rückert im Musenalmanach abdrucken.

***) Ges. Ged. III, 404. Ges. Werke VII, 65 f.

lang bei dem Alten in Rodach. Die Dichtkunst brachte ihn mit Jean Paul, Fouqué, Voß u. a. in nähere oder fernere Bekanntschaft. Jean Paul, mit dem er in langjährigem Briefwechsel stand, sendete ihm seinen Freund Emanuel zu mit dem schönen Briefe: „Durch Ueberbringer dieses übermache ich Ihnen ein Geschenk, das schwerlich eine Herzogin zu geben reich genug ist, — nämlich den Ueberbringer selbst, den Juden Emanuel aus Bayreuth. Er lebt bloß in und für die Liebe und hat alles, um es zu geben; er ist einer der moralisch vollendetsten Menschen. Nie hat ein Wechselbrief so viel gegeben, nämlich Sie ihm, und ihn Ihnen."

Aber auch Gäste anderer Art konnten eines heitern Empfangs gewiß sein. Und wenn heute die jugendlichen Prinzessinnen von Hildburghausen ihn besucht und in der selten geöffneten Gaststube des Hauses rechts und links auf dem Sopha neben dem glücklichen Greise gesessen, oder Prinz Leopold von Coburg ihm von seinen Söhnen in England persönlich Nachricht gebracht hatte, so wurde morgen nicht minder dem alten adeligen Bettelfräulein, das lange Jahre hindurch mit zerfetztem Seidenkleide im Thüringer Moraste herum terminierte, ein Teller beim Mittagstisch gesetzt und dem einfüßigen Invaliden, der hoch zu Roß im Lande umher bettelte,*) zu der Geldgabe noch eine Tasse Kaffee oder ein Schnäpschen mit freundlichen Worten aufs Pferd gereicht.

Ein seltsamer, immer wiederkehrender, aber auch immer willkommener Gast war jener wunderliche Doktor Schlottmann von Römhild, den sein Wissens- und Thatendrang im kleinen Vaterstädtchen nicht ruhen ließ, sondern zu immer neuen abenteuerlichen Wanderungen in die Welt zog, — der im Jahr 1814 nach dem Kriegsschauplatz wanderte, bei Töplitz, als Spion verdächtig, aufgegriffen wurde, sich, als er wieder freigelassen war, mit den Franzosen in Dresden einschließen ließ, von Kosaken ausgeplündert

---

*) Bettelfräulein und Bettelritter sind wirkliche, zur damaligen Zeit wohlbekannte Figuren.

wurde, aber den verbündeten Heeren dennoch nachzog und endlich in irgend einer Anstellung mit ihnen über den Rhein ging. „Ich sehne mich nach seiner Zurückkunft," schrieb damals der Alte; „was wird er alles zu erzählen haben!" Und im Jahre 1817 schreibt er: „Doktor Schlottmann, er, der vormals mit einem Hemd, einem Paar Strümpfen ohne Socken und einem Kreuzer in der Tasche Monate lang Reisen zu Fuß machte, ist jetzt in einem prächtigen Reisewagen und mit einem Bedienten nach Gotha gekommen und hat im Mohren seinen Freunden ein glänzendes Diner gegeben. Er ist mir ein sehr seltener und merkwürdiger Mensch."

So viele zu der Geistesschmiede des Alten kamen, sie konnten sich der Funken freuen, die hier sprühten, aber, wenn sie sich nicht wacker hielten, auch auf manchen derben Schlag gefaßt sein, wie es damals jener leichtfüßige Pfarrer H. erfuhr, der in hellem Jubel über die glücklich erschnappte Pfründe zu ihm herein rannte: „Alterchen, ich hab' die Pfarrei!" — „Ruhig, Mann!" donnerte er ihm zu; „hierher an den Tisch stellt Euch, legt die Hände zusammen! Und nun betet mir nach: „Ohn' all Verdienst und Würdigkeit, aus lauter Gnad und Barmherzigkeit."

Hinwieder konnte selbst die Schelmerei ungestraft über die geweihte Schwelle treten, wie damals zur Kriegszeit, da am späten Fastnachtsabend noch Einquartierung — ein Korporal mit zwei Gemeinen — sich anmeldete und zu dem freundlichen hochwürdigen Herrn an den Tisch setzte. Der eine, ein bildschönes junges Bürschchen, ist so still und kann mit der Tabakspfeife nicht wohl zurecht kommen! „'s ist ein Rekrut," sagt der Korporal, „und hat das Heimweh." Da platzt der Rekrut mit Lachen heraus, reißt sich den Schnurrbart ab und rennt zur Thüre hinaus. Es war des Herrn Superintendenten eigenes Dienstmädchen, die mit zwei andern sich verkleidet hatte. Und, weit entfernt, sich zu erzürnen, freute er sich königlich über „das Wettermädchen".

Bei Hofe.

Nicht im ländlichen Hof die Herd' allein und den Hirten,
Auch die fürstlichen Höf' hat er, die nahen, gesehn.
Und noch oft, wo dahin ihn Zufall oder Bestimmung
Führt, mit Freundesempfang ehret ihn Fürstin und Fürst.
Doch nicht suchet er das; im eigenen Kreise der Wirkung
Bleibt er lieber daheim, selber ein geistlicher Fürst.

Besonders war es die Herzogin Charlotte von Hildburghausen, die ihn oft zu ihren vertrauten Kreisen zog und ihre sinnreichen Feste gern mit ihm und seinen Liedern schmückte. Der gute Herzog aber, der immer seine Freude am Schenken hatte, schickte dem geistigen Genusse hintennach noch manchmal ein Fäßchen Merzbacher Bier oder ein Reh aus der „Büschau" in Keller und Küche der Superintendentur. Der liebe, gnädige Herr, er mochte so gern eine Freude machen! Er versprach so gern und es war so herzlich gut damit gemeint; nur daß er auch je zuweilen vergeßlich war, und daß der zähe Herr Rath Prager, der die schmale Kasse führte, den freigebigen Herrn immer so knapp hielt. Unserem Superintendenten hatte der hohe Herr schon oft ins Ohr gesagt: „Ich schenk' Ihnen einen neuen Gaul! Sie sollen's sehen!" Aber der Gaul kam eben nicht. Da traf sich's, als einmal Hohnbaum an der herzoglichen Tafel speiste, daß zum Dessert „spanischer Wind" aufgetragen wurde. „Vortrefflich!" schnalzte ein Kammerjunker. — „Ja wohl," fiel der geistliche Herr ein, „vortrefflich; es ist ein ächtes Hofgebackenes!" — „Wie so das?" — „Es verspricht viel und hält wenig." — „Ah, so", dehnte der hinhorchende Fürst; und als Abends bei der Heimkehr Hohnbaum seinen steifen Klepper am Zügel in den Stall zieht, steht schon ein stattliches Thier darin. Es war der große, englisierte Braune aus dem herzoglichen Marstall, der von nun an mit verhaltenem Stolze manche Fuhre Dünger auf die Wiese zog und manchen Wagen mit Zehntkorn in den

Stadel, aber auch wieder mit zierlichem Hoftritt den würdigen Herrn zu Stadt und Hofe trug oder windschnell an der leichten Kariole trabte.

Noch mehr ehrte den Geber wie den Empfänger ein anderes Geschenk. Hohnbaum war einst zufällig, im Pfarrhause zu Eishausen, mit dem Herzog von Hildburghausen zusammengetroffen. Im Laufe des Gesprächs wagte der Pfarrer eine Bemerkung über den übermäßigen Wildstand; ein ebenfalls anwesender Geheimerath stimmte bei, aber der Herzog, der die Jagd leidenschaftlich liebte, antwortete unwillig, und die beiden schwiegen. Da nahm der Superintendent aus dem Coburger Reiche sich der Bauern des Hildburghäuser Landes an, deren Saaten in der That seit Jahren vom Wilde gefressen und zertreten wurden. Der Widerspruch des Fürsten machte ihn nur wärmer und endlich entfiel ihm das Wort: „Ich glaube, Durchlaucht haben Ihre Hirsche lieber als Ihre Bauern!“ Da stand der Herzog im Zorne auf, verließ ohne Grüßen das Zimmer und rief nach seinem Wagen. Die Gesellschaft blieb erschrocken und verlegen im Zimmer zurück; der hohe Herr ging mit heftigem Schritt im Garten auf und ab und blies große Wolken aus seiner Tabakspfeife. Endlich war der Wagen angespannt und der Herzog setzte sich ein. „Den Hohnbaum will ich noch sprechen!“ rief er, und dieser nahte furchtlos. „Brauchen nicht gleich so grob zu sein!“ sagte er; „aber da, da, da. — Hab' grad weiter nichts zum Verschenken, da nehmen Sie das!“ Und damit nahm er seine Meerschaumpfeife aus dem Munde und gab sie dem freimüthigen Manne.

Auch in den Cirkeln des Hoflebens strömte der frische Quell seines Geistes von Witz und Heiterkeit über; auch da trat, in feiner Sitte und sicherer Haltung, der natürliche Mensch so liebenswürdig hervor, daß er alle gewann, manche schöne Hofdame entzückte und alle Kammerherren in Respekt hielt.

So fein gebürstet und gestriegelt er zu Hofe kam, so ungeniert war er, wenn der Hof, zu ihm kommend, ihn in seinem

Negligé traf. Als einst vom nahen Seidingstadt*) her die Prinzessin Paul von Württemberg und die Erbprinzessin Amalie von Hildburghausen nach Rodach kamen und der Vorreiter, um die Straßenecke biegend, der Superintendentur fürstliche Gäste verkündete, rannten die Töchter mit dem besten Rocke des alten Herrn und mit seinem schwarzen Sammtkäppchen herbei und rückten ihm Halstuch und Strümpfe zurecht. Darüber hielt der Wagen schon im Hofe, ehe der Greis zum Empfang unten war. Er aber sprach heiter lächelnd: „Hoheit wollen gnädigst entschuldigen, ich habe nur meine Strümpfe erst hinaufziehen müssen.“ Und damit war die Stimmung gleich in die rechte Bahn gelenkt. Die beiden Fürstinnen stiegen lachend aus, nahmen den Greis links und rechts am Arm und führten ihn die Treppe hinauf, und heimgekehrt hatten sie viel zu erzählen von den genußvollen Stunden, die sie in Rodach gefunden, trotzdem, daß die Strümpfe eben doch nicht recht festgesessen.

Auch in Coburg stand er noch in Gunst, obgleich er sie nur wenig erwiderte. Er weiß es, in dem Briefe an einen seiner Söhne, zu rühmen, daß ihn der Herzog bei Berufung eines Generalsuperintendenten zu Rathe zieht und als Dank für seinen guten Rath ihm — drei Hasen zum Geburtstag schickt.

Wirklich entzückt wurde er noch in seinen späten Jahren von der lieblichen Herzogin Luise von Coburg (der Tochter des genialen Herzogs August von Gotha). „Unser Herzog“, schreibt er im Jahr 1817 an seinen Sohn Gottfried, „hat die Prinzessin von Gotha als Frau heimgeführt. Da wurde Mordspektakel gemacht; in Coburg alles auf Pracht und Glanz berechnet, in Rodach, wo ich die Anstalten an der Grenze allein besorgen mußte, auf Gedanken in der einfachsten Form. Mein alter Kopf mußte

*) Damals und bis 1826 der ländlich einfache, aber liebliche und heiter belebte Sommeraufenthalt des in Hildburghausen residierenden herzoglichen Hauses.

einen Ehrenbogen und zwei Gedichte herausgeben, und ich habe das Vergnügen, überall zu hören, daß ich in Jenem und Diesem das Beste gemacht hätte. Die ganze Geschichte wird gedruckt und dabei meine Zeichnung in Kupfer gestochen. Damit ich aber über die Gedichte nicht stolz würde, ist die andere Menge so erbärmlich, daß es gar keine Ehre ist, sie übertroffen zu haben. In Rodach speiste die Herrschaft, und ich hatte das Vergnügen, neben der jungen Fürstin zu sitzen, die sich auch deiner erinnerte. Sie ist ein höchst natürliches und liebenswürdiges Wesen. Sie werden sie aber in Coburg schon so lange auf die Poliermühle und unter die Glanzpresse bringen, bis sie so flach und glatt wie die übrigen wird."

Und einige Monate später schreibt er: „Durch die Bemerkung, daß das Andenken der jungen Fürstin an dich nur ein Hofwind sein werde, hast du dich versündigt. Sie erzählte mir viel von dem damaligen Umgang ihres Vaters mit dir. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß irgend ein Wind ihre Lippen entheiligen, noch irgend eine Hofuntugend ihr Herz verdorben haben könne. Sie ist in meinen Augen ein außerordentlich seltenes Wesen."

Die liebenswürdige Fürstin wendete bei öfterem Begegnen mit jugendlicher Lebendigkeit und Naivetät dem heitern Greise ihre volle, herzgewinnende Freundlichkeit zu und erhielt sie ihm, bis ihr tragisches Geschick sie in die Ferne und zu einem frühen Tode führte.

Oheim und Neffe und andere Gesellschaft.

O wie war es erfreulich, aus tönendem Munde des Greises
  Hell aufgehen zu sehn Bilder vergangener Zeit,
Zeichnungen eigenen Lebens, das einfach zwar und gemächlich,
  Doch an Erfahrungen reich einen Erinnerungsschatz
Auf hat gespeichert zu Nahrung der Einsamkeit und der Gesellschaft,
  Zu abwechselnder Kost, welche den Gaumen erfreut;
Bald von Amtesberuf und Haushalt schlichte Gerichte,
  Drein gestreuet als Salz scherzenden Witzes genug,

Sammt satirischer Würze belachenswerther Geschichten.
Oft im begeisterten Strom fließet die Rede von Kunst
Feurig dahin, wie ein Becher des Rheinweins zwischen die Mahlzeit,
Wissenschaft und Kritik dämpfet als Wasser die Gluth.

Es ist etwas Schönes, mitten in die bewegte Strömung eines mannigfaltig wechselnden Geistesverkehrs gestellt zu sein und Tag für Tag mit neuen Anschauungen, neuen Erfahrungen und neuem Wissen angeregt, erfrischt und genährt zu werden; aber größer fast dünkt uns die Gunst der Vorsehung, wenn sie zwei gleichgestimmte und gleichstrebende Freunde zu solcher Gewohnheit des Lebens verbindet, daß sie allwöchentlich einer stillen Stunde versichert sind, in der sie allen Geisteserwerb der Woche sich entgegenbringen und gegen einander tauschen können, — wenn der eine wie der andere nicht anders zu denken, zu lesen, zu schreiben, zu erfahren gewohnt ist, als mit dem Gedanken: am nächsten Mittwoch oder am Donnerstag, wenn ich zu ihm komme, da will ich's mittheilen, da soll's besprochen, bestritten, bewundert oder belacht werden. Der dem Freunde gesammelte Reichthum wird erst dadurch recht der eigene, und der vom Freunde mitgetheilte als freies, werthes Gastgeschenk mit dem eigenen Erwerb bewahrt.

Eine solche süße Gewohnheit des Lebens- und Geistesverkehrs bestand zwischen Hohnbaum und seinem Neffen Kühner, seitdem dieser, von der Residenz, wo er Lehrer der herzoglichen Prinzessinnen gewesen war, sich nach der stillen Pfarrei zu Eishausen, eine Stunde von Rodach entfernt, zurückgezogen hatte. Der Neffe war dieses Glückes, das er vierzehn Jahre lang (bis zum Tode des Greises) genoß, sich wohl bewußt. Zu den Epigrammen, die am Jubelfeste des Greises beim Festmahle umherflogen, gab er auch dieses:

„Bewundert doch, wie auf der Erde
Sich alles, alles weislich fügt, —
Wie, daß ein Pfarrer glücklich werde,
Eishausen nah' bei Rodach liegt.“

So oft der Greis in das Pfarrhaus kam, er brachte immer neue Anregung, neue Gedanken und neuen Frohsinn mit, immer neuen Erwerb aus seinem stillen Leben und seinen einsamen Studien. Er war ein Tobias Witt, „der nie weit über die nächsten Dörfer hinausgekommen war, und dennoch von der Welt mehr gesehen hatte, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat", und wie jener erzählte auch er gern „kleine Geschichten, die er hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte", und aus denen ein wahrer Schatz von Lebensweisheit hervortrat. Niemand verstand, wie er, aus dem kleinbürgerlichen und einfältigen Leben so schönen idyllischen Sinn herauszufinden; niemanden auch war das ridendo dicere verum so natürlich, als ihm.

Oft wendete sich zwischen Oheim und Neffen das Gespräch auf Amtsberuf und Wissenschaft, oft wurden Predigtgedanken ausgesponnen und für den nächsten Sonntag zurecht gelegt. Auch brachte der Greis seine Gedichte, ehe sie in die Welt gingen, ins Eishäuser Pfarrhaus zur Feile und ließ sich geduldig die scharfen Striche des Neffen gefallen.

Manch hübsches Gedicht und Gedichtchen entsprang der heitern und geistig angeregten Stimmung, in welcher Oheim und Neffe verkehrten; manch festlicher Tag wurde damit verschönert und manche Schalkhaftigkeit damit zugespitzt.

Auch der Knabe*) erfuhr die Freundlichkeit des lieben Greises. Wie manches schöne Bilderbuch hat er uns gemalt, und später uns selbst Griffel und Pinsel führen lehren! Selbst unser Rothkehlchen und unsere Grasmücke vergaß er nicht und brachte ihnen manchmal ein Dütchen mit fetten Mehlwürmern in seiner Westentasche mit.

Dabei fehlte die Romantik nicht. Im Angesicht des Stübchens, in dem die Freunde saßen, stand ja das große, ewig stumme

*) Wem an Personalien gelegen ist, dem diene zur Notiz, daß der Verfasser dieser Blätter der Sohn des Neffen und der Mann einer Enkelin des Patriarchen ist.

Schloß, dem niemand das Geheimniß des darin verschlossenen Bewohners abzulauschen vermochte, jenes stolzen einsiedlerischen Grafen, der dreißig Jahre lang die schöne, unbekannte Dame hütete und mit zäher Festigkeit das Räthsel seines und ihres Lebens mit in das eigene Grab nahm.*) Manchmal grübelten die beiden über das Geheimniß, das hinter jenen hohen Fenstern sich verbarg, über jenen Mann, der dem Pfarrhause sich zu befreunden wußte und vierzehn Jahre lang mit dem Pfarrer, über die Straße herüber, täglich lebhafte Korrespondenz pflog, ohne doch je Aug' ins Aug' ihm gegenüber zu treten. Oefters noch aber erfreuten sie sich an den fremden Zeitungen und neuen interessanten Schriften, welche eine unsichtbare Hand aus dem Schlosse nächtlicher Weile durch die klaffende Spalte der Thürschwelle in das Pfarrhaus einzuschieben pflegte; und manchmal auch wurde eine gräfliche Delikatesse gewürdigt, welche die Hausfrau immer sorgsam auf den Besuch des lieben Greises aufsparte. Aus dem verzauberten Schlosse kam auch zum ersten Mal der neu aufgekommene „Bischof" ins Pfarrhaus und wurde, diesmal in zahlreicherer Gesellschaft, mit solchem Behagen genippt, daß der Alte ausrief: „Und wenn man euch Pfarrer alle miteinander in ein Läppchen thut und auspreßt, so kommt noch kein solcher Bischof heraus!"

Fast wöchentlich wurde von Eishausen her der Besuch in Rodach erwidert; und wenn unser Falbe, der schon beim ersten Anblick des Städtchens freudewiehernd mit der Kariole sich in Galopp zu setzen pflegte, um die letzte Straßenecke bog, sahen wir gewöhnlich den Alten schon am Fenster stehen, und der „Koffee" dampfte und auf

---

*) Siehe den (von dem Verfasser der vorliegenden Schrift herrührenden) Aufsatz: die „Geheimnißvollen im Schlosse zu Eishausen", abgedruckt in Bülau's: „Geheimnißvolle Geschichten und räthselhafte Menschen" IV. Band, — zum Roman verarbeitet in Bechstein's Dunkelgraf, in Alexander Dumas' Prätendent, in einer Erzählung der Berliner Revue v. J. 1856 (besonders abgedruckt als Graf d'Anethou), und in Hackländer's „Ueber Land und Meer" Nr. 21 ff. vom Jahr 1869.

den noch warmen „Tiegelkuchen“ wurde Zucker aufgestreut für Frau und Kind; und der Alte lachte: „Ich hab's ja gewußt, daß Sie kommen mußten; meine Spürung trügt mich nie.“

Er war überall hin reich an Freundlichkeit, aber sehr sparsam mit seiner Freundschaft. Doch kann und muß hier noch ein Mann genannt werden, mit dem Hohnbaum in langjähriger naher Verbindung stand: Geheimerath Wagner in Hildburghausen. Die Dichtkunst war es, welche beide schon frühe verbunden hatte und später zu einer gemeinsamen hohen Aufgabe — bei Herausgabe eines neuen Hildburghäuser Gesangbuchs — noch inniger verband. Hohnbaum selbst sagt dies in seinem Festliede zu Wagner's fünfzigjährigem Dienstjubiläum, und dieser erwiedert darauf ein halbes Jahr später, in seinem Glückwunsch zu Hohnbaum's Jubiläum:

— Da war's, wo froh wir um die Wette sangen
Und manchen Kranz voll süßen Dufts errangen;
Und neidlos freut' ich mich, wenn auf dein Harfenspiel
Nach lautem Richterspruch die schöne Gabe fiel.
Doch welch ein hehrer Tag begann mir aufzugehen,
Als fern vom rauschenden Gewühl
Ein Lichtstrahl aus den Sonnenhöhen
Uraniens auf mich herniederfiel, —
Ein Strahl der Weih' für ihre Seligkeiten!
Da stimmtest du, schon Meister, mir die Saiten,
Und sangst in einem höhern Ton
Gesänge der Religion,
Die nun die meinen treu begleiten,
Und Licht und Trost und Himmelssinn verbreiten.

Beide haben in fortwährendem Briefwechsel mit einander gestanden; aber auch von diesem ist uns nichts erhalten worden als eine poetische Epistel Wagner's, noch von Heldburg her, zu Ostern 1799, an Hohnbaum gerichtet, und in dieser der für die damaligen Verhältnisse bezeichnende Vers:

Noch offen ist der Freundschaft Strich;
Denn unsre gnäd'gen Herren
Geruhten ja freundnachbarlich
Nur Brod und Holz zu sperren.

Drum rieth mir, Freund, mein liebend Herz,
Mich auf ihr ehrliches Commerz
Bei einem Stückchen Fladen
Zu dir heut einzuladen.

Wirklich hatte eben damals Coburg die Ausfuhr des Getreides von den „langen Bergen“ nach Eisfeld und Hildburghausen, dagegen Hildburghausen die Ausfuhr des Holzes nach Coburg verboten.

Ueberall, wo Hohnbaum in gesellige Kreise eintrat, wurde er der Mittelpunkt der Unterhaltung. Er war der liebenswürdigste Gesellschafter, der von Geist und Witz sprühte und an dessen herzlichem Frohsinn alle froh wurden. Aber auch der volle Strom der Fröhlichkeit fand in ihm stets eine sicher gezogene Schranke des Anstands.

Dafür war es bezeichnend, daß er stets an dem höflichen „Sie“ festhielt. — „Das Sie“, pflegte er zu sagen, „ist eine stete Mahnung zur Höflichkeit und eine gute Vorsicht gegen Grobheit und Gemeinheit.“ Wir wissen nur von einem Mann, dem er das trauliche „Du“ gönnte; das war sein Truchseß. Sonst haben wir ihn das Du nur gegen Kinder und Dienstboten gebrauchen hören. Seine Neffen und Nichten, wie vertraut er auch mit ihnen war, nannte er „Sie“. Seine eigenen Kinder mußten zu ihren Eltern „Sie“ sagen, und eben so nannten sich Mann und Frau. — Als seine jüngere Tochter sich verlobt hatte und er zufällig hörte, daß die zärtlichen Brautleute sich Du nannten, sagte er fast erschrocken: „Kinder, ihr eßt euch ja den Honig vom Brod weg!“

Der Superintendent reitet nach dem Dichter aus.

Es war im April 1814. Am frühen Morgen stand der Braune gesattelt vor der Treppe der Superintendentur und im Sturm und Regen ritt der 67jährige Greis nach der Bettenburg.

Er konnte ja nicht ausbleiben; denn der Ritter hatte die besten seiner Freunde geladen und mit ihnen den jungen Dichter von Ebern, auf den der Alte schon lange gefahndet hatte.

Als im Herbst 1810 die Hildburghäuser Hoffeste gefeiert worden waren, schrieb er an seinen Truchseß: „Es ist mir von Hildburghausen ein ganzer Haufen von poetischen Blumensträußen und Blüthenkränzen zugeschickt worden; aber wenn man sie alle miteinander in einem Mörser zusammenstößt, so kommt noch nicht ein solcher Wohlgeruch heraus, als der der drei Moosrosen, die der junge Rückert aus Ebern gedichtet haben soll."

Später hatte er die fünf Märlein und in Abschrift das Jägerlied erhalten, und außerdem hatte Stockmar, der Rodacher Amtmannsohn und der vertraute Freund Rückert's, ihm von dem angehenden Dichter erzählt und einige seiner Sonette ihn lesen lassen. So war er dem Dichter schon lange auf der Spur und zog nun mit Freuden aus, um ihn zu finden und einige Tage mit ihm zu verleben.

Nach seiner Rückkehr von der Bettenburg schrieb er an einen seiner Söhne: „Ich habe bei meinem Truchseß unter anderen den Professor Voß aus Heidelberg getroffen und einen außerordentlichen Dichter, Dr. Rückert, kennen lernen." —

So hatte er schon damals den außerordentlichen Dichter herausgefunden, obgleich dieser noch kaum etwas hatte drucken lassen und noch von keinem Recensenten signalisirt war. Und wie innig schlossen bald Greis und Jüngling sich aneinander!

„Sie müssen zu mir kommen," hatte der Alte beim Abschied gesagt, in Rodach können Sie Verse machen nach Herzenslust."

Der Einzug des Dichters in die Superintendentur.

Es war Sonnabend, bald nach der Begegnung auf der Bettenburg. Die Bäume grünten und blühten, die Maisonne leuchtete

im Untergehen noch glänzend in die hell geputzten Fenster der Superintendentur.

Es war eine schwere Woche gewesen; die Töchter hatten große Wäsche gehabt, dazu Seifensieden und Lichterziehen; und heute war das ganze Haus von oben bis unten gescheuert worden. Im oberen Stübchen hatten sie das Gastbett blüthenweiß überzogen, einen Strauß von Flieder und Maiglöckchen auf den Tisch gestellt und ein altes hölzernes Tintenfaß mit frischer Tinte gefüllt. — Unten in der Küche hinter einem Gatter gackerten zwei fette Hennen, ihrer Bestimmung zum Sonntagsschmause unbewußt. In der großen Stube war alles sonntäglich aufgeputzt, die frisch gescheuerten Milch- und Rahmtöpfe glänzten hinterm großen Ofen hervor, der Fußboden war mit weißem Sande bestreut und der Alte hatte die weiße Jacke und Mütze, die ihm die Töchter für den Sonntag zurecht gelegt, schon heute angethan, und saß, als ob er diesmal den Abend sich frei machen wollte, schon zu ungewöhnlich früher Stunde über seiner Predigt, stand aber immer wieder auf und sah erwartend durchs Fenster die Gasse hinab.

Da kam untenher mit weit ausholenden Schritten eine gewaltige Gestalt, — den Ranzen auf dem Rücken, den Ziegenhainer in der Hand, — das übervolle schwarze Haar gescheitelt in langen Locken auf die Schultern herabhängend, — mit offenem Hals, den weißen Hemdkragen breit aufgeschlagen und, — wenn unsere Erinnerung chronologisch nicht irrt, — schon damals mit schwarzsammtenem Barett auf dem Kopf und in altdeutscher Tracht, wie er später sie trug. — Die Weiber in der Gasse, die vor der Hausthüre ihr Küchengeschirr putzten, richteten sich mit ihren Waschlumpen in die Höhe, die Fenster öffneten sich und neugierige Blicke schauten dem fremden Wanderer nach. — Noch wenige Schritte und Rückert wurde mit herzlichem Handschlag vom freudestrahlenden Greise empfangen.

Bald war er heimisch. Wirthschaft und Haushalt gingen unbeirrt ihren gewöhnlichen Gang und ließen den Fremden den

seinigen gehn. Aber alle waren voll Freundlichkeit gegen ihn, und Wirth und Gast, — das frohe Alter und die ernste Jugend, — schlossen sich immer inniger an einander.

Rückert in Rodach.

Rückert war damals 26 Jahre alt und — noch abhängig von der Sorge des väterlichen Hauses, ohne äußere Stellung, ohne sichere Aussicht, vielleicht selbst ohne klaren Plan für die Zukunft; und dabei mochte ihn, wie er in der Idylle andeutet, das Gefühl beschleichen,

„Daß die Kunst ist zu arm, ein ganzes geopfertes Leben
Zu bezahlen durch Ruhm oder den Stolz des Gefühls."

In Rodach trieb er sich viel in den Gärten des Gastfreundes und einsam in Feldern und Wäldern herum, — nicht selten mit losen Blättern in der Tasche, die er nach Belieben aus seinem Homer riß, um sie an einem stillen Plätzchen im Freien mit Behagen zu lesen. Manchmal rief das Sprachrohr, das die zerstreuten Hausgenossen zum Mittagstisch zu laden pflegte, vergeblich nach ihm. Und nicht selten mußte der Morgenkaffee für ihn warm gestellt werden. Denn er hatte es in der Gewohnheit, noch spät Abends, wenn schon alles im Hause schlief, im oberen Stübchen auf dem Sopha sitzend zu dichten und zu schreiben, und wenn dabei die Müdigkeit ihn übermannte, so legte er sich wohl auch aufs Sopha hin und schlief da bis in den lichten Tag hinein.

Langweiligen Besuchen ging er gern aus dem Wege und wenn der Greis mit ihm nach den benachbarten Pfarren und Amthäusern fuhr, um seelenvergnügt mit ihm Staat zu machen, geschah es nicht selten, daß er zum Aerger des Alten von der Gesellschaft sich fortstahl, stundenlang in den Fluren umherstreifte und erst mit dem einbrechenden Abend, wenn die Kariole schon wieder zur Heimkehr angespannt war, zurückkehrte.

Fast wöchentlich kam er mit dem Alten nach Eishausen ins Pfarrhaus und ließ sich da freundlich theilnehmend in gelehrte und ungelehrte Gespräche ein; wenn er aber nach hartem Drängen zum Vorlesen eigener Gedichte sich entschloß, entwickelte er eine solche Macht der Stimme, daß die Grasmücke im Käfig über ihm kaum darüber hinaus zu schmettern vermochte.

Zu großem Ergötzen des Knaben aber und selbst der Alten geschah es oft, daß er, im Eifer des Gesprächs oder des Lesens, Schachsteine, Fingerhüte, Schlüsselchen oder was sonst ihm im unbewußten Spiel in die Hände gerieth, ohne es zu wollen und zu wissen, schließlich in seine Tasche praktizierte und manchmal erst am andern Morgen mit lachender Reue zurücksendete.

Er blieb lange in Rodach, — wenn ich nicht sehr irre bis zur Erndte; — wenigstens maß er noch, wie es in der Idylle heißt,

„Den Klee mit den Knieen und mit dem Haupte das Korn."

Er erfrischte sich, wenn auch mit dem Gefühle eigener Vereinsamung, an dem immer heiteren Leben des Hauses und fand sich in der Nähe des jugendlichen Greises zu immer neuem Schaffen angeregt. Auf fliegenden Blättern und Papierschnitzeln legte er seine Gedichte, wie sie eben entstanden, als Gastgeschenke auf den Tisch seines freundlichen Wirthes, und dieser schrieb sie mit seiner Rabenfeder in zierlicher Schrift zu einem Kollektaneum zusammen, das er zur Abschrift auch an seinen Neffen gab und das jetzt als werther Schatz von uns aufbewahrt wird.

Noch finden sich die Zeichen mit Bleistift darin, welche die Auswahl der zu druckenden und nicht zu druckenden Gedichte feststellten. Das erste Gedicht ist: „Der Blumenengel", das letzte: „Ein Reisewunsch." Das Kollektaneum war zu einem umfangreichen Bande angewachsen, als Rückert von Rodach schied.

Am Tage vor seiner Abreise hatte er sein Stübchen kaum verlassen. Beim Abendtisch neckte ihn der Greis, was er denn wieder einmal da oben gebrütet, und von den Töchtern wurde er weidlich gescholten, daß er ihnen nun doch kein Gedicht gemacht,

so oft er's auch versprochen. Er machte Ausreden hin und her. Am andern Morgen aber, als er, früh geweckt, zum Kaffee herunter kam, und den Töchtern (der Greis schlief noch) das Weinen doch näher stand, als das Lachen, und als er ihnen die Hand zum Abschied gab, sagte er: „Seien Sie nun auch wieder gut mit mir; ich habe mein Versprechen gehalten. Oben liegt etwas!" Als aber die Töchter ins Gaststübchen kamen, fanden sie das Licht ausgebrannt und das Bett unberührt, auf dem Tische aber lag die Idylle mit dem Schluß:

Heut' hat selber dir Glück ein Unglücksrabe gesungen;
 Vom trübsinnigen Gast, heiterer Wirth, sei gegrüßt!*)
Was ich heute verschlossen im oberen Stübchen gebrütet,
 Hast du beim Abendtisch lächelnd umsonst mich befragt.
Laß mich die einzige Nacht noch ruhn im gastlichen Dache,
 Morgen im leeren Nest findest du dieses Gedicht.

Noch sehen wir das Auge des Greises sich feuchten, als er im Vorlesen an jenes trübe Wort kam. — „Das thut mir weh!" sprach er, und doch sah er schon damals mit freudigem prophetischen Geiste Rückert's große Zukunft voraus.

Schon im Herbst kehrte der Dichter wieder. Einmal kam er im tiefen Winter. Nach seiner italienischen Reise traf er allen unerwartet und zwar abermals als Fußwanderer in der Superintendentur ein. — Geschrieben hat er selten, wie er denn überhaupt zum Briefschreiben wenig aufgelegt war.

---

*) Nach der Abschrift in unserem Kollektaneum lautete der ursprüngliche Schluß des Idylls:

Heut hat selber dir Glück ein Unglücksrabe gesungen!
 Hier mit dem letzten Strich ruft sein Kiel dir: Ade!
Was ich heute u. s. w.

Ueberhaupt zeigt der Druck (nach welchem wir citieren), vielfache Abweichungen vom ersten Texte.

Der Dichter und die Preußen in Hildburghausen.

Wir haben noch von einer Begebenheit zu berichten, die in die Zeit von Rückert's erstem Aufenthalt in Rodach fällt. Es war im Jahr 1814. An der Werra und Itz, in Thüringen und Franken war alles in Bewegung; ein nie gesehenes militärisches Schauspiel sollte sich in Hildburghausen vollziehen.

Auf dem Rückmarsch von den glorreichen Schlachten des Jahres 1813 und 14 hielt ein preußisches Kürassierregiment eine dreitägige Rast in der Gegend, und der Kommandierende bereitete der Schwester der unvergessenen Königin Luise eine militärische Huldigung. Aus nahen und fernen Quartieren wurden die Reiterscharen zusammengezogen und vor der Stadt sammelten sie sich auf dem „breiten Rasen", — im wunderlich lieblichen Gemisch mit Herren und Damen und mit Bauern und Bäuerinnen im Sonntagsstaat; denn alle wollten ihre Einquartierung begleiten oder zum letzten Abschied wiederfinden. Nicht das Land, wie nahebei jetzt, aber aller Herzen hatten die Preußen erobert.

Auch wir kamen zur großen Parade und fanden auf dem Sammelplatze unsere zwei Offiziere, die in der armen Pfarrei von Eishausen wie Kinder gewesen waren, bald heraus. Wenn ich nicht sehr irre, war der eine ein Graf von Wartensee oder Wartenfels. Gewiß weiß ich, daß kein anderer Harnisch mir so glänzend erschien, als der seinige; denn ich hatte mir erzählen lassen, daß sein voriger ihm bei Leipzig in Stücke geschossen worden war. — Auch Rückert, den sein Gastfreund nach Hildburghausen kutschiert hatte, gesellte sich zu uns. Als wir durch die Menge uns drängten, sah mancher Reiter verwundert an ihm hinauf und mochte sachverständig den Werth des Mannes nach seinem Grenadiermaße messen. Aber gewiß hat keiner aus den Scharen es geahnt, daß der große Mann, der finster und schweigsam durch sie hinschritt, in heißem

Geisteskampf mit geharnischten Sonetten an ihrer Seite gestritten und eben jetzt auf ein neues Lied zu ihrem Preise sann.

Der Befehl zum Aufsitzen erscholl und schnell waren die Reihen geordnet. Der Herzog und an seiner Seite der Erbprinz, der in der fürstlichen Freiwilligenschar mit gen Frankreich gezogen war, ritten den Truppen entgegen und setzten sich an ihre Spitze. Die hölzerne Werrabrücke dröhnte und bebte unter der Wucht der Rosse und Reiter. Um die „Esplanade“ herum ging der Zug nach dem „unteren Thor“, — und hier erhebt der Dichter seinen Gruß:

Vaterlandskrieger,
Preußische Sieger,
Deutscheste Söhne, —
Oeffne dich Thor.

Niemals durchritten
Hat dich ein Heer,
Milder von Sitten,
Tapfrer von Speer.
Wer in den Mienen
Lieset es ihnen,
Daß sie gestritten
Blutig so sehr? — —

Traget die Knaben,
Mütter heran,
Daß sie sich graben
Ein, was sie sahn;
Lehrt sie's verstehen,
Was nur geschehen
Großes ist, haben
Diese gethan.

Am Regierungsgebäude auf dem Marktplatz war, aus rohem Holz gezimmert und mit Guirlanden spärlich bekleidet, ein Balkon errichtet, und als die kriegerischen Scharen aus der Klemme des nur vier Rosse breiten Thores und der nicht viel weiteren „unteren Marktstraße“ (mehr als ein Roß sahen wir stürzen) beim Eintritt

auf dem Marktplatz mit wunderbarer Raschheit zu langen straff geschlossenen Gliedern sich entfalteten, da senkten sich, unter lautem Trompetengeschmetter, alle Schwerter nach dem Balkone hin grüßend; denn auf ihm stand

— Die hohe
Fürstin, die frohe,

und der Dichter ruft den Reitern zu:

Seht ihr sie wieder?
Kennt ihr sie schon?
Eure Luise,
Die euch zur Schlacht
Vom Paradiese
Lenkte mit Macht!

Denkt ihr der Theuern?
Sehet der Euern
Schwester ist diese;
Naht mit Bedacht!

Durch das ganze Lied mit seinen kurz abschnellenden Daktylen klingen die Fanfaren der Trompeten und der Hufschlag der Pferde, und in diesem Tone begleitet es die Truppen zum „breiten Rasen“ zurück, wo jetzt auf langen Reihen von Rosten die berühmten Hildburghäuser Bratwürste überm Kohlenfeuer schmorten und dampften, und, in halbgespaltene Wecke eingeklemmt, als kostbarstes Gericht des Schmauses verabreicht wurde,

Den die verehrte
Fürstin bescherte
Und die erfreute
Fürstliche Stadt.

Wenige Tage nach der Rückkehr gab Rückert das Lied „zum Empfang der heimkehrenden Preußen“ *), das übrigens ganz ein Gelegenheitsgedicht ist und ohne Kenntniß der Umstände nur halb verstanden werden kann, seinem Gastfreund zum Eintrag ins Kollektaneum.

*) Ges. Ged. II, 379. Ges. W. I, 185.

Der Patriot.

In seinem kleinstädtisch beschränkten Horizont behielt unser Patriarch den Blick frei für die Welt und das Herz warm für das deutsche Vaterland. Er hatte den siebenjährigen Krieg mit erlebt, die französische Revolution entstehen und verlaufen sehen und folgte mit stets gespannter Theilnahme der Kriegs- und Weltgeschichte. Am 1. Januar 1801 schrieb er an seinen Sohn Karl: „Ich habe in dieser Nacht, in welcher wir ein neues Jahrhundert antraten und wo auf dem Thurme um 12 Uhr gesungen wurde, sehr andächtig mitgebetet:

„Schleuß zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Nach so viel Blutvergießen
Die Freudenströme fließen.“

Der Held Napoleon war so ganz ein Mann für seinen Enthusiasmus; aber der große Mann entflammte ihn eben so sehr zum Zorn, wie zur Bewunderung. Er unter vielen Blinden behielt das Auge klar für die Erniedrigung seines Vaterlandes, aber auch die Hoffnung wach für die Befreiung. Als auf dem Gipfel von Napoleon's Größe zur Feier der Einnahme von Moskau auch in dem kleinen Rodach die Illuminationslämpchen angezündet werden mußten, gab er dem Seiler, der ihn um Rath fragte, den kecken Spruch ins Transparent: „Rückwärts mach' Er sein Meisterstück.“ *) Mit Jubel begrüßte er die Erhebung des preußischen Volks. Noch am späten Abend eilten oft die beiden Freunde zwischen Rodach und Eishausen hin und her, um Siegesbotschaften, wie jeder sie von seiner Residenz zuerst erhielt, sich zuzubringen. Er brachte im Manuskript neue Freiheitslieder, die ihm zukamen;

*) Bekanntlich arbeiten die Seiler im Rückwärtsgehen ihre Seile.

und als er uns Fouqué's Gedicht auf die Augen der Königin Luise las:

> Wer schwur da nicht glühend im Herzen:
> Läßt Gott mir die Klinge zur Hand,
> So rett' ich, — so räch' ich die Schmerzen,
> So spreng' ich das eiserne Band, —

da war's, als ob der Alte selbst zum Schwerte greifen wollte. — Er hielt feurige Freiheitspredigten, und Abends saß er mit Kindern und Mägden am großen Tische und half ihnen Charpie zupfen für die Hospitäler der Alliirten.

Die Nachricht von dem Einzug der Verbündeten in Paris kam am Tage vor dem Osterfest Abends fünf Uhr in Rodach an. Sogleich ließ Hohnbaum mit allen Glocken läuten und hielt noch in der Dämmerung in der „bis zum Erdrücken und bis zur Aengstlichkeit" angefüllten Kirche einen Gottesdienst. „Ich ließ", so schrieb er an einen seiner Söhne, „mein volles Herz in einer Rede aus dem Stegreif ausströmen und alles zerfloß in Thränen."

Zum offiziellen Siegesfeste, das am Sonntage nach Ostern gefeiert wurde, kam der alte Türkenkrieger,

> Prinz Coburg, Friederich,
> Feldmarschall der Oestreicher,
> Ein Feldherr, dem kein gleicher
> In seinen Tagen glich,*)

von Coburg her, um das Fest in der Rodacher Kirche zu feiern, und ruhte nicht, bis Hohnbaum's Predigt gedruckt wurde.

Bald darauf zog Rückert in die Superintendentur ein und dichtete im Frühlingshauche der Freiheit neue Lieder. Am 18. Okt. schrieb er von Ebern aus an den jüngeren Hohnbaum in Hildburghausen: „Heute zünden wir auch hier die deutschen Feuer an, die denn doch mit Ihrer Gunst zu reden, länger brennen sollen, als

*) Ges. Ged. II, 235. Ges. W. I, 89.

die deutschen Gedichte. Und wenn Sie's bezweifeln, so sollen Sie doch glauben müssen, daß sie wenigstens eben so lang brennen werden, da ich eben darüber bin, diese deutschen Feuer auch in ein deutsches Gedicht zu bringen. — — Um ein Haar wäre ich heute nach Rodach gelaufen, um den Straufhain brennen zu sehen und die Gleichberge, wohin man, wie ich höre, dreißig Klafter Holz zu Ehren aller Deutschen geschafft hat. Zweierlei hat mich zurückgehalten, erstens, weil ich erst aus Ihrem heute angekommenen Briefe mit Bestimmtheit erfahre, daß man auch bei Ihnen erleuchtet, und zweitens weil ich denke, daß ein solches Fest jeder zu Haus feiern muß, ob ich hier gleich keine so ausgezeichneten Ansichten finden werde. Mein Vater hat aber eine sehr praktische Ansicht gehabt. Er hat förmlich im ganzen Haus bei Groß und Klein bescheren lassen, und mein kleines Schwesterlein hat auf die Frage, was das Schießen, Läuten u. s. w. bedeute, die Antwort lernen müssen: „Weil die Franzosen von den Preußen Schläge gekriegt haben.“ Wir sind nämlich mit unserer Feier um einen Tag zu früh herausgeplumpt. Es war heute Hochamt (statt morgen), wobei der Dechant eine sehr schöne Rede hielt; nachher sprach auch der Landrichter etwas zum paradierenden Bürgermilitär, und damit das bayerische Salz nicht fehle, sagte er zum Schluß: er bringe den Alliirten ein Lebewohl (nämlich Lebehoch). Zum Glück ist er kein satirischer Mann und auch kein zweideutig gesinnter. — Morgen werde ich vielleicht nach Bamberg gehen, wo gar alle Teufel los sind. Wie sich nur die Bayern zu solchem Jubel bequemen können, da sie doch auch noch mit bei Leipzig auf Seite der gebläuten Böcke waren! Daran scheint vor lauter Freude niemand zu denken, und das ist recht.“

Unser Greis war inzwischen an jenem Abend mit seinen Bürgern und der Schuljugend auf dem Jörgenberg (Georgenberge) bei Rodach und half die Freudenfeuer schüren. Bald darauf kam Rückert von den Bamberger Feuern her wieder in die Superintendentur und schrieb in seines Gastfreundes Kollektaneum mit eigener

Hand das Gedicht der „Feuergeist des 18. Oktober",*) dessen ungedrucktem Theile wir folgende Verse entnehmen:

Ja es brennt in Deutschlands Herzen
Noch das große Feuer fort,
Nicht in einzlen schwachen Kerzen
Sich verkündend hier und dort;
Nein, in ungetheilter Einung,
Allgemeiner Freiheit Brand
Lodert dieser Nacht Erscheinung
Uebers ganze Vaterland.

Engel, die ihr von den Sternen
Niederschauend euch ergetzt,
Zählet mir in Näh' und Fernen,
Wie viel brennen Feuer jetzt.
Ruft die ganze Zahl hernieder,
Daß es jeder einzle weiß,
So viel sind des Bundes Glieder,
Und so groß ist unser Kreis.

Harmlos und heiter.

Haus, vom Glücke bekränzt! auf deinen Giebeln in Eintracht
Haben nur Tauben geruht, girrend von Frieden und Lust.

Wie unser Patriarch in schwerer Zeit einer höheren Lenkung der Weltgeschicke froh vertraute, so besaß er auch ein unverwüstliches Vertrauen zu den Menschen; und das schöne Vorrecht der Kinder, die Menschen nicht nur, auch die ganze Welt immer im Rosenlicht zu sehen, übte er, sich selbst unbewußt, bis ins hohe Alter. Nie hat er um künftiges Uebel sich abgesorgt, das gegenwärtige aber stets stark und freudig bekämpft. „Was klagst du mir über unendlich viele trübe Stunden?" schreibt er an seinen Sohn Christian; „ein

*) Unter dem Titel „Oktoberfeuer", mit Weglassung der neun letzten Verse der ersten Handschrift, abgedruckt in II, 352. Ges. W. I, 156.

Mensch in der Jugendblüthe wie du? Ich bin 53 Jahre alt und weiß wahrlich nichts von trüben Stunden; doch nicht, weil ich etwa keine Veranlassung dazu hätte, sondern weil ich über mich wache und weiß, daß der Mensch so lange glücklich ist, als er heiter ist, und daß dies größtentheils von ihm abhängt. Also weg mit Gram und Grillen! Wir wollen sie auf wirklich trübe Tage aufsparen, und uns dann noch gegen sie wehren, so lange Leib und Seele zusammenhält."

Seinem ältesten Sohn, der (wahrscheinlich noch von Heldburg aus) in hypochondrischer Stimmung ihm über die Bedeutungslosigkeit seines kleinstädtischen Umgangs und die Aermlichkeit seines geistigen Verkehrs geklagt hatte, erwiederte er: „Du siehst das Leben von einem weit höheren Standpunkte an, als ich. Ich drehe mich als ein ehrlicher Planet um meine alte Sonne, so daß ich in 365 Tagen und 6 Stunden wieder an dem vorigen Ort und Stelle bin, und du willst als Komet, in einer excentrischen Bahn, wer weiß welche Sterne noch berühren. Meine Forderungen sind so klein, daß sie der alltäglichste Tag befriedigen kann; du möchtest gern das ganze Jahr in einen hohen Festtag verwandeln. Glaube nicht, daß ich vielleicht gar keine Ahnung von einem höheren Leben haben könnte, in dem ich mich nur den besseren Menschen, wie du schreibst, hingeben könnte. Allein ich bin 61 Jahre alt geworden, und mußte lernen, mit gewöhnlichen Menschen zufrieden zu sein; und ich mußte mich von besseren trennen und einsehen lernen, daß die Menschen auch mit mir Geduld haben mußten. Dadurch soll durchaus dein Flug nach einem höheren Ziele nicht gehemmt werden; allein Zufriedenheit mit der Zwischenzeit und auf den Fall, wenn dies Ziel nicht ganz erreicht werden sollte, wünschte ich dir mit diesem Briefe überschicken zu können."

Die trüben Wolken, vor denen andere bangten, — er freute sich nur darauf, daß sie den Garten seines Glücks mit neuem Segen erquicken würden, und wenn der Blitz dennoch hernieder fuhr und den Bau seiner Hoffnungen in Flammen setzte, so war

er wie jener, der, als das brennende Haus nicht mehr zu retten war, doch noch die Gelegenheit wahrnahm, um am Feuer desselben wohlgemuth seine Pfeife anzuzünden.

Als einst vier Kinder gleichzeitig an den Blattern darnieder lagen, — was für ein Hauskreuz schien das! Er aber sprach: „Was das doch wieder für ein Glück ist, daß alles so rasch in Einem hingeht!" — Als er einst die versprochene Ankunft der Söhne aus England lange vergeblich erwartete und, statt ihrer, nur Zeitungen kamen, die von heftigen Seestürmen berichteten, sagte er: „Da wissen wir nun doch den Grund und brauchen uns nicht zu ängstigen, daß sie krank wären; sie werden eben lange mit Lavieren zubringen müssen." — Einer der Söhne wollte ihn einmal wegen eines neuen Hauskreuzes beklagen; aber er schrieb ihm zurück: „Es ist schon gut, daß Gott von Zeit zu Zeit etwas Trübes sendet, damit ich mich meines Glückes nicht überhebe."

Auch Querelen und Verdruß that er leicht und fröhlich ab. — Ein zänkisches Weib, das Getreidehandel trieb, kommt einst, — will ein paar Achtel Korn vom Herrn Superintendenten kaufen, und da er's abschlägt, geht sie unwirsch fort und brummt vor der Thüre, den Ohren des Herrn noch wohl vernehmlich: der verfluchte Kornpfaff. — Nach einiger Zeit aber kommt sie wieder, möcht' gern ein Attest, — so und so, und eine Schrift dazu, „die kann ja doch niemand so schön machen, als unser Herr Supertend", sagt sie schmunzelnd. — Hohnbaum setzt sich und schreibt, und es wird alles bestens nach dem Sinn der Alten. „Und was ist meine Schuldigkeit, Herr Supertend?" fragt sie und zieht ein Papierdütchen mit Sechsern heraus. — „Ei bewahre," sagt dieser; „Sie hat gar nichts zu bezahlen; es ist mir ja nur darum, daß Sie sieht, wie ein verfluchter Kornpfaff einer alten Meerkatz auch was zu Gefallen thun kann!"

Einmal kommt er in seinen Garten. Da sitzt hoch auf einem Baum ein halbwüchsiges Mädchen und läßt sich die Süßkirschen schmecken. Als es den Herrn erblickt, klettert sie wie ein Eichhorn

schnell abwärts, aber schon steht er am Baum und ruft hinauf: „Schämst du dich nicht? Komm nur runter! Du verdienst, daß ich dich durch und durch prügele!“ — Da faßt das Mädchen leichenblaß Posto auf einem Ast und fleht: „Ach ich will ja runter, aber geb' Er mir lieber ä paar rechte Kappen,*) Herr Supertend! Sei Er so gut!“ — Da kann der Alte das Lachen nicht halten: „Nun, mach' deine Taschen nur vollends voll,“ sagt er; „aber ich will dir lieber das Leiterchen holen. — Du wärst mir sonst im Stand und brächst den Hals, du wilde Katz!“

Als einst die alte Kariole frisch lackiert worden war und, für jedes Stäubchen empfänglich, noch im Stadel dunstete, fuhr unversehens der Zehner mit einer Fuhre Erntekorn mitten hinein. Niemand wußte Rath; denn die Kariole war Zoll für Zoll ein noli me tangere; die Töchter stürzten lamentierend zu dem Alten herein. „Ach was,“ sagte dieser gelassen, „es wird schon gehen; guckt nur nicht hin!“ —

Selbst mit der „Nachtseite der Natur“ fand er sich in seiner heiteren Weise ab. Die Schauer des Mesmer'schen Magnetismus und der Geisterseherei, die damals sich in die Freigeisterei eines nüchternen Rationalismus mischten, berührten ihn fast nur poetisch, obgleich er das „Hereinragen einer Geisterwelt“ nicht eben leugnen wollte. — Er hatte in seinem Leben mehrere höchst merkwürdige Träume, aber er grübelte nicht darüber. „Ich weiß nichts mit ihnen anzufangen,“ sagte er, „als daß ich sie mir gelegentlich zur Warnung dienen lasse.“ Und wie kindlich heiter that er dies!

Einst, noch in jüngeren Jahren, wacht er des Nachts auf, sieht den heitern Himmel und sagt zu seiner Frau: „Mutter, wenn es Ihnen recht ist, so reit' ich morgen nach Coburg.“ Er schläft wieder ein und findet sich im Traume in Coburg. Er will Abends heimreiten, aber von der Straße weg holt man ihn in eine Gesellschaft zu Geheimerath Gruner. Der Rheinwein fließt, die Sonne

*) Ohrfeigen, — Maulschellen.

geht unter. Endlich sitzt er zu Pferd. „Nun, Brauner, greif' aus, ehe es finstere Nacht wird!" Von der Chaussee biegt er auf einen kürzeren Wiesenweg ein. Der Braune fliegt durch die feuchte Dämmerung hin; plötzlich, mit einem Ruck steht er still; ein breiter Graben ist im Weg. Der kleine Reiter schießt auf den Hals vor, aber er setzt sich wieder fest; die Sporen in die Seite, — der Braune bäumt sich; die Reitpeitsche in die Weiche, aber sie entfällt ihm. Zornig springt er ab, sitzt wie der Blitz wieder im Sattel, mit Sporen und Peitsche zugleich fährt er auf den Braunen ein. Da — ein gewaltiger Satz — ein tiefer Fall — und der Träumende wacht erschrocken auf, legt sich auf die andere Seite und schläft wieder ein. Am andern Morgen reitet er nach Coburg; von der Straße weg ruft man ihn zu Gruner; die Köpfe werden warm in Wein und froher Laune. Endlich sitzt er zu Pferd, kommt auf die Chaussee, auf dem Nebenweg durch die Wiese braust das Pferd hin. Plötzlich steht es, die Sporen helfen nicht, die Reitpeitsche fällt, der Reiter springt ab, sitzt wieder auf, hebt zornig die Peitsche, da steht auf einmal sein Traum ihm vor der Seele. „Aha," denkt er, „jetzt kommt der große Plumps! Da kehren wir lieber um, Brauner!" und in gelassenem Schritt reitet er zur Chaussee zurück und heim.

Sein heiterer Sinn floß wohl auch aus der leiblichen Gesundheit und Frische, womit Gott ihn gesegnet hatte. Denn aus dem kränklichen Knaben war ein kerngesunder Mann geworden. Seine Heiterkeit lag aber nicht im leichten Blute allein. Wer seine Einzeichnungen in die Familienbibel, worin er bei der Geburt jedes neuen Kindes die Gnade und Barmherzigkeit Gottes preist, wer die Briefe an seine Söhne liest, worin er diese immer wieder auf Gottes wunderbare und gnädige Führungen in ihrem und in seinem Leben hinweist, wer in seinen Predigten ihn gehört und im stillen Kämmerlein ihn belauscht, der mußte es verstehen, daß der eigentliche Quell seiner Heiterkeit tief her aus einem freudigen Gottvertrauen floß, und konnte auch das Wort nicht mißverstehen, das

er einst in froher Gesellschaft einem griesgrämigen Asceten zurief: „Bei wem's recht bestellt ist mit der Frömmigkeit, der muß auch einmal aus voller Brust Juchhe schreien können!“ — Es war ja überhaupt die Weise jener Zeit, daß man die Frömmigkeit verschämt im Herzen und die Heiterkeit frei auf der Lippe trug, während jetzt gar oft die verhaltene Lust im Herzen und die Frömmigkeit auf unverschämter Lippe wohnt.

Wohl lebte er seinen Neigungen und der Pflege seines stillen Glücks. Aber auf niemand besser, als auf ihn, paßte das Wort Rückert's:

Jeder möge still beglückt
Seiner Freuden warten;
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Dies gilt namentlich von den drei Künsten, mit denen er sich wie Anderen das Leben erheiterte und verschönte.

Die drei Musen.

Einst, als, ein Neugeborner, in erster Wiege du lagest,
Und dein Genius, stumm wiegend, zu Haupte dir saß,
Traten zu dir von dreien verschiedenen Seiten heran drei
Frauengestalten; es trat eine der Wiege zu Fuß,
Und zur Rechten die andre, die andere trat zu der Linken,
Und zum Genius hob eine nach anderer an:
Ich bin die Malerei; gieb, Genius, gieb mir den Knaben,
Daß ein Zögling er mir werd' und ein Meister dereinst.
Völlig will ich sein Leben mit farbigen Bildern umweben,
Bis als Schatten im Bild sanft ihm erscheine der Tod.
Ich bin geheißen Musik; gieb, Genius, gieb mir den Knaben,
Meine Schätze für ihn hab' ich zum Erbe bestimmt.
Völlig will ich sein Leben mit tönenden Klängen umweben,
Bis er als letzten Akkord höre der Engel Gesang.

Dichtkunst bin ich genannt; gieb, Genius, gieb mir den Knaben;
Dienerin will ich ihm heut, morgen Gebieterin sein.
Völlig will ich sein Leben mit geistigen Träumen umweben,
Bis er, zum letzten Schlaf gehend, von Träumen erwacht.
Aber der Genius sprach zu den Streitenden: Reizende Schwestern!
Welcher nun soll ich das Kind geben, und welcher entziehn?
Weil es jede verlangt, soll keine von euch es erhalten;
Ich behalt' es für mich, aber vernehmt den Bescheid:
Oefter schon ist es geschehen, bei reicheren Taufen, daß eine
Wieg' umstanden vereint viele Gevatterinnen,
Jede mit einem Geschenk; so bitt' ich denn euch zu Gevatter
Sammt und sonders hiermit, denket aufs Wiegengebind!
Gebt, so viel euch beliebt, ein mäßiges Theil von dem Euren!
Kein Vernünftiger heischt Schätze zum Pathengeschenk.
Selber hab' ich die Pfunde gerüstet schon, welche dem Kinde
Dienen zum Unterhalt künftigen Lebensbedarfs.
Aber als Schmuck und fröhliches Spiel in müssigen Stunden
Nehm' er dann euer Geschenk, eins nach dem anderen vor;
Wie ein verständiger Mann den güldenen Pathenpfennig
Wohl aus der Truh' einmal holt und ihn lächelnd beschaut. —
Und so ist es geschehn, dein Genius hat auf dem ernsten
Pfade des Kirchenberufs dich zum Ziele geführt.
Doch von ferne dir nach sind stets drei Künste geschlichen,
Die mit wechselndem Glück oft um dein Lächeln gebuhlt.
So von Farben zu Tönen, von beiden zum Reimspiel gleitend,
Hast du dich anspruchlos leichten Erfolges gefreut,
Mit dreifältiger Künste Verschlingungen reich und behaglich
Schmückend eigenes Haus und den umgebenden Kreis.
Wenn in solcher Verschränkung die untergeordneten Künste
Weniger konnten hinaus greifen ins Weite der Welt,
Ist für die Welt wohl ein Künstlertalent verloren gegangen,
Doch gewonnen dadurch ist dir ein doppeltes Glück.
Denn die Kunst ist zu arm, ein ganzes geopfertes Leben
Zu bezahlen durch Ruhm oder den Stolz des Gefühls.
Als Beigabe des Lebens, als äußerer Zierrath erfreut sie;
Aber des Lebens Kern bleibet das Leben allein.

Als einst ein nahe wohnender, gelehrter und pedantischer Superintendent in begeisterter Bewunderung des Alten ihn mit centner=

schwerer Hand auf die Schulter schlug und ausrief: „Herr Konfrater, wenn Sie nur Eins getrieben hätten, was hätte da aus Ihnen werden können!“ da antwortete dieser lächelnd: „Vielleicht etwas, aber gewiß nicht ein so glücklicher Mann, als ich bin.“

Er war ein feiner Kenner der Musik und betrieb und genoß sie mit begeisterter Liebe. Sein einfacher seelenvoller Gesang, den er selbst auf dem Klavier begleitete, lockte einst Thränen in Jean Pauls Auge; als eine Künstlerin hart hinterdrein eine Arie sang und ihn triumphierend fragte: „Wie hat das Ihnen gefallen?“ — antwortete er: „Es war das Schnupftuch zu meinen Thränen.“ — Für seine Kirche komponierte Hohnbaum mehrere von ihm selbst gedichtete Kantaten, und eine derselben, eine Passionskantate, gelangte damals auch in weiteren Kreisen zu einer gewissen Berühmtheit.

Auch Griffel und Pinsel leisteten ihm willigen und heiteren Dienst. Die meisten Bilder, die er malte, sind, von ihm selbst als werthloses Spiel geachtet, von der Hand spielender Kinder und Enkel zerfetzt und zerstreut worden. Unter den erhaltenen finden wir eine Reihe von Aquarellbildern, auf grobes Papier flüchtig hingeworfen. Es sind Skizzen aus seiner geheimen Reisemappe. Da sind sie leibhaftig, wie er sie traf auf seiner Reise durchs Leben, auf Pfarreien und in Schulhäusern, im Städtchen und auf den Dörfern, alle charakteristisch und ergötzlich abkonterfeit, — würdige Wahrheit mit dem gutmüthigen Schalk im Nacken. Da ist der runde Pfarrer, wie er im schwarzen Mäntelchen und würdevollen Pathos aufs Filial wandert und rückwärts nach dem Gläschen schielt, das der Küster auf der Bibel kredenzt; — ein anderer, wie er mit der Tabakspfeife kerzensteif beim Bierkruge sitzt, zwei schon geleerte Flaschen zu seinen Füßen; — der junge Herr, dem Amor unversehens ein Köcherlein aufhängt, und vieles andere. — Noch besitzen wir von ihm als unschätzbares Geschenk sein eigenes Miniaturbild, von ihm selbst im 75sten Lebensjahre in Oel gemalt. — Es wollen die Künstler an seinen Bildern wohl manche technische Ausstellungen machen, aber darin zugleich einen so genialen und echt

künstlerischen Zug entdecken, wie er bei einem Dilettanten der Kunst nicht zu erwarten sei.

Mit heiteren und mit ernsten Klängen wob die Poesie sich durch sein ganzes Leben. Schon auf der Schule in Coburg war die Ader gesprungen, und „seitdem“, schreibt er noch in seinen siebziger Jahren, „habe ich durch mein langes Leben mich durchpoetisiert und durchgestümpert, und kann es noch nicht lassen.“

Seinen Freunden zur Freude, für Familien- und Hoffeste spendete seine Muse sinnige Gaben. Aber er arbeitete nie auf Bestellung, sondern nur, wie die augenblickliche Veranlassung und die eigene Lust ihn trieb, die Welt um sich und in sich zu dichterisch wahrem, erquicklichem und ergötzlichem Leben zu gestalten. Noch bis in die späteste Zeit, wenn in Hildburghausen oder Coburg Staats- oder Hoffeste mit Poesieen geschmückt, oder wenn zu den Festschauspielen sinnreiche Prologe gegeben werden sollten, schickte man zu dem Alten in Rodach. Aber er hat vielleicht eben so oft die Bitte abgelehnt, als sie mit Freuden erfüllt.

Als, in seinem 75sten Jahre, seine Schwiegertochter von Hannover her ihn um Räthsel und Gedichte von seiner Hand bittet, antwortet er: „Ihr Verlangen nach Charaden und Räthseln erkläre ich mir nicht aus dem Wohlgefallen an den meinigen, sondern aus der Neigung, die jedem Weibe angeboren ist, entweder etwas in Verwirrung zu bringen oder etwas Verwirrtes aufzulösen. Am liebsten sind den Damen diejenigen Räthsel, bei denen sie sich nur auf dem Absatz herumzudrehen brauchen und sogleich die Auflösung gefunden haben. Allein dafür hoffe ich bei den vieren, die ich Ihnen einstweilen zum Dessert schicke, gethan zu haben. Es ist wenigstens eine harte Nuß darunter. Und wenn sich das ganze Königreich Hannover die Zähne daran ausgebissen hat, und Sie mir dann erstens die vier Kerne schicken und zweitens die drei, bei Ihrem jüngsten Hiersein entwendeten (Rodach hat ein viel unhöflicheres Wort für dieses) in Abschrift wieder beilegen, so stehe ich mit mehreren zu Befehl. — Ihr Verlangen nach Gedichten von

mir kann ich mir weniger erklären, als das nach Räthseln. Wenn ich in diese Kunst gepfuscht habe, so hatte ich immer nur so lange Freude daran, als ich damit beschäftigt war. War die Reimerei fertig, so hatte sie auch den Werth verloren. Das Meiste wurde zerstreut und vernichtet, und das Wenige, was übrig blieb, gefällt mir nicht mehr. Ich habe mich nie zu einer beträchtlichen Höhe aufgeschwungen, und fühle jetzt, daß mich die Zeit flügellahm geschossen hat. Ich schäme mich deswegen, in meiner Lahmheit vor Ihren Herrn Vater zu treten. Doch weil Sie es sind, sagen die Krämer, und weil ich Ihnen nichts abschlagen kann, will ich zusammensuchen, was sich auffinden läßt, und nach und nach etwas beilegen. Einstweilen nehmen Sie mit den vier Nüssen vorlieb."

In einem ziemlich umfänglichen Buche mit Goldschnitt, vielleicht erst aus Veranlassung der Bitte der Schwiegertochter angelegt, finden sich, von der Rabenfeder des Alten und aushelfend von der Hand der Kinder und Enkel geschrieben, viele seiner Gedichte gesammelt, darunter auch größere Romanzen. Aber die Sammlung ist, selbst nach unserer beschränkten Kenntniß zu urtheilen, bei weitem nicht vollständig. Die meisten seiner Gedichte sind wirklich zerstreut und verloren. Als Rückert nach dem Tode des Greises hinter das Kollektaneum desselben kam, nahm er daraus eine Auswahl für den Erlanger Musenalmanach. Schon früher sind andere hier und da im Druck erschienen, und einige, wie z. B. der Sturmwind, sind durch Wiederabdruck in neuere Sammlungen übergegangen. Noch in seinen späten Jahren trat er mit Fouqué, Lafontaine, Rückert u. a. zur Herausgabe der „Vierteljahrsschrift für müssige Stunden" zusammen und lieferte im ersten Bändchen derselben (1814) das schöne Feenmährchen: „Selenens Morgentraum." Andere Aufsätze von ihm erschienen in Schlichtegrolls Nekrolog, im deutschen Merkur, im Reichsanzeiger rc. Alles das fiel von ihm ab, wie die reife Frucht vom Baum. Autoreneitelkeit und Autorengewinnsucht hat er nie gekannt.

Als (im Jahre 1818) die Dorfzeitung ihre Reise um die Welt begann, pochte sie zuvor um Zehrpfennig bei dem reichen Manne in Rodach an, und nicht vergeblich. Der siebzigjährige Mann gab ihr gern und Treffliches, — Aufsätze, die durch ihre tiefe Wahrheit, ihre natürliche Frische, ihre Schalkhaftigkeit und Ergötzlichkeit den Charakter der Dorfzeitung bestimmen halfen. Er arbeitete mit Lust, und als nach einigen Jahren das Geschäft über Erwartung so gut gedieh, daß es einen Laubthaler Honorar für den Bogen bezahlen konnte, freute er sich darüber wie ein Kind, das für seine kleine Anstelligkeit zum ersten Mal vom Vater ein paar Kreuzer verdient. Es war wohl das einzige Honorar, das seine Muse jemals ihm eintrug. Manche jener Aufsätze, wie „die zwei Bilder" und „Macht die Stricke naß!" sind aus der Dorfzeitung in Sammlungen übergegangen, die ihnen ein dauerndes Wirken sichern.

Den tiefsten Ernst widmete er seinen geistlichen Dichtungen. Eine Reihe von Jahren hindurch (von 1800 bis 1807) erhielten ihn seine Arbeiten für das neue Hildburghäuser Gesangbuch, bei dessen Herausgabe er seinem Freunde Wagner aufs Wirksamste an die Hand ging, in freudiger Thätigkeit. Mit geschickter Hand wußte er „die Perlen des alten Kirchenlieds unverletzt und durchsichtig in neues Gold zu fassen", und gab dazu Reiches aus seinem eigenen Schatze. Die Lieder, die er beitrug, wie „Mitten unter Wunderkreise legtest du, Herr, sanft und leise mich als schwachen Säugling hin &c.", „Ich spreche und um mich herum sind Steine, Bäume, Thiere stumm &c.", „Stiller Friede sinket nieder, wenn die Nacht die Erd' umfaßt &c.", „Gerettet aus Gefahr und Schmerzen tritt heut Maria zu des Herrn Altar &c." u. a. sind zum Theil auch in andere Gesangbücher übergegangen. — Allerdings kommt in dem zuletzt citierten Liede auch die, selbst von dem freisinnigen Wagner beanstandete, aber von Hohnbaum mit Zähigkeit festgehaltene Stelle vor: „Und wenn sie (Gottes Vatergüte) uns nichts Größres geben kann, beglückt sie uns durch süßen Traum und

Wahn", — eine Stelle, welche vor unserer Dogmatik nicht wohl bestehen wird. Allerdings ist der Charakter des mittelalterlichen Kirchenlieds, wie es überhaupt dem Sinn und Geschmack jener Zeit entfremdet worden war, auch in Hohnbaum's Dichtungen nicht festgehalten. Aber den tiefen Gehalt und die poetische Schönheit seiner geistlichen Dichtungen anzuerkennen, dürfen auch die mittelalterlichen Hymnologen unserer neuesten Zeit sich nicht schämen. Und wenn Hundeshagen's Bemerkung Recht hat, daß in jener Periode unserer Zeitbildung das Glaubensleben überhaupt nur noch bei der Poesie eine Zuflucht fand, so sollten wir jedem dankbar sein, der dem geflüchteten Genius in diesem, sei es auch ärmlichen Asyle mit solcher Innigkeit und Treue pflegte, wie unser Hohnbaum.

Jedenfalls muß man bedauern, wenn das strenge Gericht unserer Tage jene Männer, die in guter Meinung die alten Perlen der Kirche neu zu fassen wagten, jetzt deshalb für Kirchenschänder und Kirchenräuber ausgiebt und in frommen Autodafé's nicht nur die Lieder, sondern auch die Liederdichter verbrennen möchte. Wenn wir daran denken, wie manchmal der Greis im stillen Kreise mit tiefer Ergriffenheit seine Lieder, wie sie eben entstanden, den Seinen vorlas, so dünkt uns, der heilige Thau, der dabei in seinen Augen glänzte, müsse alle Feuer der Inquisition auslöschen.

Hohnbaum selbst in seiner kindlich frommen Weise war eines solchen Gerichts nicht gewärtig. Als er, noch in seinem 75sten Jahre, von seiner Regierung den Auftrag erhielt, in Verbindung mit Oberhofprediger Gensler in Coburg die Herausgabe eines neuen Gesangbuchs für das Herzogthum Coburg zu besorgen, ging er mit frischer Begeisterung auch an diese Aufgabe. „Meine Landesregierung muß mir noch ein langes Leben und viel Kraft zutrauen," schrieb er darüber an seine Schwiegertochter in Hannover. „Tag und Nacht klappern Gedanken und Reime und Melodien in meinem Kopfe. Ich sehe der Arbeit kein Ende und werde wohl von dem Liede überrascht werden: Begrabt den Leib in seine Gruft! Noch habe ich aber keine Lust dazu."

Auch seine hymnologischen Arbeiten mehrten das Glück und den Reichthum seines Lebens, und von diesem Erwerb floß ein reiches Theil auch auf seine Umgebung über. Denn es war ja nicht seine Weise, daß er seine heiteren und glücklichen Stunden einsam im gefeiten Winkel feierte. Es war ihm ein Genuß, andere an seiner Beschäftigung Theil nehmen und sie mit genießen zu lassen. In derselben Stube, wo er dichtete, las er im Drange nach Mittheilung den Hausgenossen und lieben Gästen seine Arbeit vor, hörte auf ihren Tadel und war voll Freude, wenn sie mit ihm sich freuten.

Kindersegen.

Maler und Dichter vermag nie ein so lebendes Abbild
  Darzustellen der Welt, wie es im Kinde geschieht.
Die Kunstschöpfungen hat dir die liebende Gattin geboren;
  Als sie zum Himmel entwich, ließ sie die Bilder dir da.
Einige hast du gesammelt um dich, wie in eigener Werkstatt
  Auch der Künstler ein Bild wahret, sich selber zur Lust.
Einige hast du geschickt in die Welt, wie aus eigener Werkstatt
  Schickt nach Ruhm und Verdienst Künstler die Bilder hinaus.
Kräftig entsprossene Söhne sind Heldengedichte zu nennen;
  Doch wie ein Lehrgedicht kündigt der eine sich an.*)
Auch zu Trauergedichten gemacht hat Tod dir die einen,
  Aber als Freudengesang wandeln die anderen fort.
Ueber Berge dahin, selbst über Meere gewandert
  Sind sie die Werke, wodurch auch in die Ferne du wirkst.
Doch als idyllische Kränz', als lyrische Blumen der Liebe,
  Blühn im Hause dir fort Töchter und Enkelinnen,
So durcheinander geflochten in dichterisch holder Verwirrung,
  Daß man die Enkelin kaum unter den Töchtern erkennt;**)
Die, um dich sich schlingend, mit Jugend dir kränzen die Scheitel,
  Daß sie in solchem Schmuck Kahlheit zu fürchten nicht hat.

---

*) Der älteste, — Karl der Arzt.

**) Die älteste Enkelin (die im großväterlichen Hause lebte) war älter, als die jüngste Tochter.

„Am 10. November 1776 Nachts drei Viertel auf eilf Uhr hat der Höchste unser Gebet erhört und unsere Freude durch eine junge Tochter vollkommen gemacht ꝛc.“ So lautet die erste Einzeichnung von Hohnbaum's Hand in die Familienbibel, und ziemlich genau von zwei zu zwei Jahren setzen sich nun die Einzeichnungen fort: „Uns schenkte der barmherzige Gott wieder ein Kind.“ — Mit echt patriarchalischem Sinne hielten die Eltern den reichen Kindersegen für den Stolz und die Freude des Hauses. Die Mutter erzählte einer Freundin, als sie das elfte Kind zur Welt gebracht, da habe sie keinen heißeren Wunsch zu Gott gehabt, als das Dutzend möge voll werden, und später, als Gott diesen Wunsch ihr erfüllt hatte, sagte sie oft: „Ich könnte mir doch kein größeres Glück auf Erden denken, als wenn ich noch alle meine zwölf Kinder bei mir hätte.“

Ein kindervolles Haus pflegt sonst hundert Häkchen zu haben, an welche Quäkeleien und Verdrießlichkeiten, und selbst Zank und dauernder Unmuth sich anknüpfen. In unseres Patriarchen Hause aber scheint immer heiterer Himmel gewesen zu sein, nur zuweilen von einem kräftigen Wetterschlag durchzuckt, dem schnell wieder heller Sonnenschein folgte. Wir wissen wenig von den Künsten seiner Kinderzucht. Er selbst schreibt einmal an einen seiner erwachsenen Söhne: „Ich habe euch nie mit vielen moralischen Lehren inkommodiert, aber ich glaube nichts versäumt zu haben, was zu eurer wahren Bildung dient.“ Gewiß ist, daß seine Kinder, bei einem reichen Maße von Freiheit, weit mehr durch die Tugenden der Eltern und durch die fromme Sitte des Hauses erzogen wurden, als durch Lehren und Strafen. Gewiß ist, daß der Vater wenig beaufsichtigte und tadelte, aber viel mit seinen Kindern lebte, daß er an ihrem Treiben, ihrem Festungs- und Gartenbau, ihrem Vogel- und Fischfang, ihren Kaninchen und Tauben, an der Mädchen Puppenspiel und der Knaben waghalsigem Klettern seine eigene Lust hatte, als wäre er selbst mit ihnen Kind. Gewiß ist, daß er seine Kinder frühe auch an seinen eigenen Freuden Theil nehmen ließ

und sie zu seinen eigenen Neigungen und Beschäftigungen heranzog. Keine Trübung trat zwischen Vater und Kindern ein. Noch aus der Lehre und von der Universität her schreiben die Söhne offen über ihr Leben und selbst über ihre Fehler; „sie schütten ihm", wie Christian schreibt, „ihr ganzes Herz aus." Und der Vater geht mit herzlicher Theilnahme auf ihre Gedanken ein und weist sie zurecht, wie ein berathender Freund. Er hat das feste Vertrauen, daß seine Kinder, auch unter den Versuchungen der großen Welt, keiner Schlechtigkeit fähig sind. „Das wäre nicht gut," schreibt er an einen seiner Söhne, der ihm mit einiger Reue über ein Maskenballvergnügen in Bamberg berichtet, „wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du auch bei solcher Gelegenheit Leib und Seele dir rein erhältst."

Von zwölf Kindern hatten acht die Jahre gereiften Alters erreicht. Von diesen war ein höchst talentvoller Sohn, als Kandidat, im Jahre 1808, die älteste Tochter (an den Kanzleirath Gruner in Coburg verheirathet) schon im Jahre 1804 gestorben. Diese hinterließ eine Tochter und einen Sohn, welche, da auch der Vater bald darauf starb, der Großvater zu sich nahm. „Wie sollte ich murren gegen Gott!" sagte er. „Er hat den Segen mit mir getheilt: sechs Kinder hat er zu sich genommen und sechs liebe Kinder hat er mir gelassen und auch noch zwei Enkel dazu gegeben."

Alle Söhne — so weit Gott ihnen das Leben erhielt — waren scharfgezeichnete Charaktere, durch ungewöhnliche Energie und Strebsamkeit ausgezeichnet und durch ein so strenges rücksichtsloses Rechtlichkeitsgefühl, daß sie überall, wo sie Unrecht erblickten, mit hellen Zornesflammen darein fuhren. Alle bewahrten bis zum spätesten Alter und selbst unter den entgegengesetztesten Verhältnissen die ursprüngliche Naturwüchsigkeit und Frische ihres freien ländlichen Kinderlebens.

Der älteste Sohn, der Arzt, war der einzige, der, in Heldburg und Hildburghausen, dem Vater bis zu dessen Tode nahe

blieb. Zwei Söhne gründeten ein kaufmännisches Geschäft in London; der vierte, der mehrere Jahre bei Herschel gearbeitet hatte, wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland Hofmechanikus in Hannover.

Es war des Vaters große Freude, auch mit den Söhnen in der Ferne fortzuleben. „Mein ganzes äußeres und inneres Leben habe ich meinen Kindern immer ganz aufgedeckt,“ schreibt er, und ist unzufrieden, wenn sie nicht eben so offen und ausführlich über ihr Leben sich mittheilen. „Für deinen glücklichen Einfall, mir deine Lage offen mitzutheilen, segne dich Gott!“ schreibt er an den Sohn in Hannover. „Du sagst, du sehest den Nutzen davon nicht ein. Für den Dey von Algier mag wohl kein Nutzen nachzuweisen sein, aber doch wohl für deinen Vater!“ — „Wie froh und glücklich“, schreibt er später an denselben, „hat mich die Nachricht von deiner Anstellung gemacht! So unerwartet! so ehrenvoll! Ich konnte deinen Willen nicht erfüllen, deine Gesundheit in Wein zu trinken, weil der Husten es verbot. Ich möchte sagen, ich habe sie in Freudenthränen getrunken, und mein Herz hat Gott für die gnädige Leitung deines Schicksals gedankt.“ — Und nun denkt er auch schon ans Heirathen und räth dem Sohn, sich nicht allzulange zu besinnen. „Ich erwarte, daß einmal die Nachricht eben so plötzlich von dir eintreffe (wie von der Heirath Christian's), oder noch besser, daß einmal ein Wagen die Gasse heraufrollt, und die beiden Mädchen, die Falkenaugen haben, schon beim Erfenpachter ein weibliches holdes Wesen neben dir erblicken. Ei! wie wird das Thor aufgerissen! „Weiß Gott! der Gottfried kommt mit seiner Frau!“ — Ich ziehe die Strümpfe hinauf und wische das Maul zum ersten herzlichen Kuß für meine Schwiegertochter, und die Auguste schreit: „Schlachtet nur geschwind ein paar Hühner!“ — Mir däucht, das Bild müßte dir schon Appetit machen, nicht nach den jungen Hühnern auf dem Hofe, sondern nach einer weißen unschuldigen Taube, die mit dir aus einer Schüssel ißt und in deinem Schoß schläft. Mache einmal den Hauptspaß, denn die Reihe ist an dir. Der

Herr Schwiegervater oder die Frau Schwiegermama fährt mit und trägt diesmal die Reisekosten. Ich kann gar nicht wieder loskommen von der freundlichen Aussicht."

Auch die Töchter, die drei, von denen die eine Tochter hieß, obschon sie die Enkelin war, sie mehrten in reichem Maße des Hauses Glück.

O wie war es erfreulich, die freundlichen Töchter zu sehen,
Wie mit liebendem Blick eine die andere sucht,
Eine der andern reichet die Hand, daß still und geräuschlos
Ihnen gehe hindurch häusliches Wochengeschäft;
Wie aus Rosen die eine der andern heut zum Geburtstag,
Zum verheimlichten, auch bringt den verheimlichten Kranz,
Oder die eine der andern am Abend draußen im Garten
Flicht Glühwürmer im Spiel zum Diadem in das Haar;
Wie die ein' auf den Armen die andere trägt zu der Kammer,
Die auf dem Stuhle zu Nacht lieblicher Schlummer befiel;
Wie die eine mit Jauchzen der anderen sinkt in die Arme,
Oder dem Vater ans Herz, wenn ein erwarteter Brief
Eintrifft, oder ein heut unerwarteter, welcher das Wohlsein
Eines Bruders erzählt, oder sein anderes Glück,
Daß dann der Taumel der Freude die Schuld hat, wenn für den Abend
Wird zu sauer die Supp', oder zu süß der Salat.
Oder auch wie sie den Vater mit sorgenden Blicken umwachen,
Daß ihm jegliches sei, wie es ihn freut und ihm frommt,
Vom Anbruche des Tages, wo leiser sie hin durch das Zimmer
Wandeln, daß ihm es den Schlaf störe nicht im Kabinet,
Bis in die Tiefe der Nacht, sich beschleichenden Schlummers erwehrend,
Wenn nach Gewohnheit der Greis munter ist noch im Gespräch.

Rückert hatte die Töchter noch im väterlichen Hause gefunden. Indes schon im Jahr 1815 heirathete die älteste (den Kaplan, später Kirchenrath Henkel) und im Jahr 1819 verehelichten sich auch die jüngste Tochter und die Enkelin. An einem Altare, in einer Stunde traute der Greis zugleich die Tochter und die Enkelin.

Das war ein großer Festtag, diese Doppelhochzeit. Die stattliche Superintendentur reichte nicht aus, alle Gäste aus der Nähe und Ferne zu fassen; die Säle des Schlosses mußten geöffnet werden, und mancher Gast übernachtete, so weit das Fest noch Zeit zum Uebernachten ließ, auf Stühlen, deren je zwei mit Betten zum Nachtlager hergerichtet waren. Auch Rückert war unter den Gästen und hat später, des Festes gedenkend, in seinem Gedichte: „im Reisewagen“,*) die Erinnerung erneuert an jenen Greis

Voll Jugendmuthes, — —
An jenen milden Redner, dem zu Hause,
Beim Schmause
Und auf der Kanzel ich oft hörte triefen
Die tiefen
Ergießungen vom süßen Mund, erbaulich
Und traulich;
Doch so nie, wie er einst hielt mit Erbauung
Die Trauung,
Da sich zur Blüthe seine letzten Sprossen
Erschlossen.
In einem Kranz zwei Kränz' am Traualtare
Im Haare
Der ältsten Enkelin und der jüngsten Tochter
Verflocht er. — —

Schon im Januar des nächsten Jahrs (1820) sehen wir den Greis neuer Hoffnung voll — auf eine Schwiegertochter. „Die Verhältnisse deines Freundes Hausmann,“ schreibt er an Gottfried in Hannover, „hast du mir sehr umständlich dargelegt, aus lauter Achtung gegen ihn, wie du versicherst. Allein ich müßte nicht so alt geworden sein, oder meine eigene Jugendzeit ganz vergessen haben, wenn ich nicht hinter diesen Zeilen merken sollte, daß ihnen die Beschreibung seiner Töchter fehlt.“ Und so sicher ist er mit

*) Ges. Ged. III, 35. Das Gedicht wurde (wohl im Jahr 1832), als Antwort auf einen Brief, an Hohnbaum's ältesten Sohn, gerichtet. In den gesammelten Werken steht es unter dem Titel: die Erzväter. II, 12 f.

seinem „hinter den Zeilen lesen“, daß er schon in demselben Briefe schreibt: „Welche Tochter du dir zum Weibe nehmen willst, weißt du ja doch nunmehr. Mit dir schließt sich die erste Reihe meiner Kinder und die letzte Sorge für ihre glückliche Verheirathung. Ich könnte mich nunmehr, da diese Hauptpunkte berichtigt sind, zur Ruhe legen. Allein, aufrichtig, ich habe noch wenig Lust dazu. Das Großvaterwerden ist mir jetzt so gewöhnlich, als vormals das Vaterwerden; und mit meiner jetzigen Gesundheit und vollen Lebenskraft hoffe ich, daß ich mich auch noch an die Urgroßvaterschaft gewöhnen werde. Doch, wie Gott will! Das will ich dir aber gesagt haben: Du bringst deine Frau zu mir; denn ich muß diejenige sehen, die meinen guten Gottfried glücklich macht. Im voraus allen Segen, den mein Herz aufbringen kann, auf sie und auf dich! Mache es zur Bedingung in den Ehepakten, daß sie dich zum Briefschreiben antreiben oder deine Stelle selbst versehen muß.“

In die Freude an dieser Aussicht für die Zukunft des Sohnes mischte sich bald der tiefe Schmerz über den Tod der jüngsten Tochter, die im März desselben Jahrs starb. Noch im November darauf schreibt der Vater an Gottfried: „Der Verlust meiner guten Charlotte ist von mir noch so wenig verschmerzt, daß er sich selbst zwischen jede frohe Stunde einschiebt.“ — Aber als der Sohn ihm seine wirklich erfolgte Verlobung anzeigt, antwortet er: „Dein Brief, lieber Sohn, giebt mir eine Tochter wieder, und die Freude, sie zu haben, überwiegt den Schmerz um die erste. O daß ich sie an meine Brust drücken und meine Freudenthränen als Segen auf ihr Haupt weinen könnte! Gott, wie glücklich machst du mich in meinen Kindern! Wie reich und selig, noch ehe ich aus der Welt gehe!“

Vier Jahre später starb auch die älteste Tochter, die einzige, die ihm noch geblieben war, eine Mutter von vier Kindern. Alle fürchteten für den Greis. Er aber sagte: „Ich bin meinem Gott so unendlich viel Dank schuldig für alles Gute, das er mir geschenkt hat, warum sollte ich mich bei dem Schweren, das er mir auferlegt, nicht in Demuth unter seine gnädige Hand beugen!“ —

Er nahm die mutterlosen Enkel zu sich ins Haus, und als nach weniger als Jahresfrist der Wittwer ihm von Coburg seine Neuverlobte zuführte, — er kam mit dieser und deren Schwester, — ging er ihnen mit offenen Armen auf den Hausplatz entgegen und fragte: „Nun, welche ist meine Tochter?“ Auf seinen Armen trug er dann das jüngste Kind herbei und sagte: „Nun rath' einmal: welche ist deine Mutter?“ und freute sich herzlich, als das kleine Särchen mit ihrem Finger wirklich auf die richtige deutete.

Wie der Baum aus Gewitterstürmen, so ging der Greis aus diesen schweren Prüfungen immer mit gleicher Jugendfrische hervor.

Die Enkel und der Findling.

Mehr und mehr waren inzwischen die heranwachsenden Enkel seine ganze Freude geworden. An jedem Feierabend großer Feste, am Vorabend der Schulferien und mancher Sonntage fuhr die Kariole nach Hildburghausen oder auch nach dem ferneren Coburg, um die Enkel zu holen. Von Jahr zu Jahr wurde die Kariole voller von Hildburghäuser Enkeln und endlich, im Jahr 1825, als schon acht solcher kleinen Hohnbäumchen zu transportieren waren, mußte ein Beiwagen zu Hülfe kommen. Wenn nun das Haus wieder von Kindern lärmte und jubelte, dann war der Alte so recht in seinem Glück. Er trieb Kurzweil und Possen mit ihnen, malte und baute ihnen, übte die älteren in Leberreimen und allerlei Witz und war vom Morgen bis zum Abend unerschöpflich in Einfällen zu immer neuer Unterhaltung. Und wie glückselig war er über jedes Zeichen kindlicher Zärtlichkeit! Abends, wenn er sich in den Lehnstuhl setzte, — links und rechts hockte sich ein Enkelchen auf seine Kniee, auf die Lehnen kletterten sie, um ihre Aermchen um den Hals des Großvaters zu schlingen, und als das kleinste der sieben Mädchen einmal sich gar nicht durchdrängen konnte, sprach es halb weinend: „Wenn ihr mir auch gar nichts vom Großvater laßt, so nehm' ich die Nase.“ — „Kennen Sie einen

Glücklicheren, als ich bin?" rief er da seinem Julchen, der lieben Schaffnerin des Hauses, zu.

Zu jeder Weihnachtsmesse fuhr er mit vollem Beutel nach Hildburghausen, um selbst für die Enkel einzukaufen; und Kind und Kegel, was laufen und kriechen konnte, mußte dann zur Bescherung nach Rodach. Was hatte doch der Alte alles ersonnen und hergerichtet! Wie lichthell glänzte die große Stube, die kaum noch die Menge der jubelnden Kinder und der andern Christgäste faßte! Wie glückselig von Liebe und Lust strahlte das Gesicht des Großvaters! Mit welcher Innigkeit hingen die Kleinen an ihrem Großvater! Wie wurde das Rodach zum Paradies ihrer Kindheit!

Er hatte 13 Enkel in der Nähe und sie lagen ihm alle am Herzen; und doch konnte er auch noch über andere Kinder in Entzücken kommen. — Sein Sohn Christian, der kinderlos war, wollte ein Kind aus dem Nürnberger Waisenhaus annehmen. „Unterdessen aber", so schreibt der 76jährige Greis an seine Schwiegertochter in Hannover, „kommt mir ein hiesiges Kind in den Wurf, das meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es hat noch Vater und Mutter, aber viele Geschwister. Die Eltern sind verarmt. — — — — Siehe! Sie lassen mir das Kind verabfolgen. Ich nehme es sogleich in mein Haus, lasse es reinigen und anziehen, und welch ein Engel vom Himmel ist mir zugefallen? Ein Engel an Schönheit, und ein Engel an Herzensgüte; fünf Jahre alt, und wie Sie schon gemerkt haben, ein Mädchen, denn wie könnte ein Junge —? Habe ich je reine, innige Liebe gefühlt, so war es gegen dieses Kind. Die Wehmuth, als ich es von mir lassen mußte, hat mir beinahe das Herz abgedrückt. Der einzige Fehler, den es hat, ist ein Muttermal auf der linken Schulter; so daß sie einmal mit ihrem Nacken keinen Liebhaber gewinnen wird. Ich hoffe aber, ihre himmlischen Augen, ihr Grazienmund, ihre Grübchen in den Wangen werden früher mit der Eroberung fertig werden, ehe er das Mal entdeckt. Meinen Sie nicht auch? Sie müssen das besser verstehen. Dieses Kind habe ich nun dem

Christian selbst nach Bamberg gebracht. — Lassen Sie sich nur nicht einfallen, ein zweites Exemplar, etwa zur Gesellschafterin für Ihre Adelheid, von mir zu fordern. Es würde mir gehen, wie dem jungen Menschen, dessen Geliebte den Abendstern so sehr lobte. Ach, sagte er, bitte mich nur nicht darum; ich kann dir ihn nicht geben. Dann würde auch eine Mutter, die selbst einen Engel zum Kinde hat, gar viel an meinem Urtheile zu berichtigen und an meinem Lobe zu tadeln haben." *)

Immer jung und immer froh.

Dreimal seliger Mann! im verworrenen Lotto des Lebens,
Wo der Nieten so viel, hast du mit glücklicher Hand,
Wenn nicht das große Los, doch gewiß ein großes gezogen;
Welch ein großes, das hast selbst du am schönsten bekannt,
Als du freudigen Rühmens und dankbar sprachest, daß weiter
Nichts, als zweierlei, dir fehle: ein Wunsch und ein Feind.

Wie es bis ins höchste Alter ihm eigen blieb, daß er die Jugend liebte, so fühlte auch die Jugend zu ihm sich hingezogen. Wir haben Studenten gesehen, die ihren Ball versäumten, um lieber am eichenen Tische bei dem Alten zu sitzen, und schöne Mädchen, die dem liebenswürdigen Greis im Entzücken die Hände küßten, oder noch lieber die Lippen. Alles war noch jung an dem Alten. An allem Fortschritte der neuen Welt freute er sich und mit frischer Theilnahme ging er auf jeden neuen Gedanken ein. Nichts an ihm war zurückgeblieben oder veraltet, nichts in seinen Ansichten verknöchert oder vereinseitigt. Selbst in seinen äußern Lebensgewohnheiten erhielt er sich eine vollkommene Unabhängigkeit.

Er blieb auch leiblich frisch und jugendlich. Noch bis zum letzten Jahre seines Lebens fuhr er in Sturm und Wetter in der

*) Der Findling ist jetzt die glückliche Frau eines weithin geehrten genialen Künstlers.

unbedeckten Kariole, in Schneegestöber und eisiger Kälte im offenen Schlitten seine gewöhnlichen Wege, nach Eishausen und Hildburghausen. Er fuhr mit dem famosen großen Fuchsen (Fritz genannt), den er statt des dumm gewordenen Braunen eingestellt hatte, und der nachmals — nach dem Tode seines Herrn — in unbändige Störrigkeit verfiel. Er selbst führte Zügel und Peitsche, und er fuhr so wagehalsig schnell, daß sein Sohn, mit dem er einst den Steinfelder Berg hinunter jagte, in wahrer Angst ihn bat: „Um Gottes Willen, Vater, halten Sie ein, die Räder brennen an.“ — Noch in seinen siebziger Jahren, als wir unser neu gekauftes Pferdchen ihm vorgeführt hatten und eben aus seinem Hofe wieder abfahren wollten, stand er, in seinen Pantöffelchen, lächelnd neben unserem Wagen, und: „Fahren Sie nicht zu schnell“, sagte er beim Abschied. Aber das anziehende Pferd prallte zurück; der Alte hatte heimlich in die Speichen des Hinterrads gegriffen und lachte nun weidlich: „Der Pommer kann ja nicht ziehen.“

Noch im 78sten Jahre las er ohne Glas den feinsten Druck und seine Handschrift war noch eben so zierlich, fest und flüchtig, wie in seinen jungen Jahren. In der Gesellschaft sprühte er, wie sonst, von Geist und Witz; sein Feuer auf der Kanzel war noch dasselbe und Gehalt und Innigkeit seiner Predigt schienen von Jahr zu Jahr zu wachsen. Als die Herzogin Mutter von Coburg, die früher, in seiner Hofpredigerstelle, mit Hohnbaum's alttestamentlichen Predigten nicht immer zufrieden gewesen war, noch in späteren Jahren einmal unerwartet die Kirche in Rodach besuchte, fühlte sie sich von seiner Predigt so ergriffen, daß sie nach der Kirche in tiefer Bewegung ihm die Hand gab und sprach: „Hohnbaum, Sie sind wie Wein, — je älter, je besser!“

In ununterbrochenem Zuge gingen seine Arbeiten und sein Genuß fort. Es war ihm alles behaglich und erfreulich: sein Amt, seine Gemeinde, seine Beschäftigungen, seine Umgebung, seine treffliche Haushälterin, Julchen Köhler, die wie das Kind im Hause war, sein Kutscher, der kleine Peter mit den dummen Streichen,

und sein großer Fuchs, der, frei im Hofe herumlaufend, an das Treppengeländer kam, um dem Alten den Zucker aus dem Munde zu holen. Immer wußte er von neuem Glücke zu erzählen, und wie seelenvergnügt er lebe. Aber nie fiel es ihm ein, sich selbst als den Gründer seines Glücks zu rühmen, sondern stets war es die große Gnade Gottes, die er freudig pries.

So sehr war er dieser großen Gnade sich bewußt, so ganz war er in sich selbst zufrieden und beglückt, daß er, wie einst schon gegen Rückert, so auch noch in allen folgenden Jahren oft mit freudigem und gerührtem Danke rühmte: „Mir fehlt nur zweierlei: ein Wunsch und ein Feind."

In seinem 76sten Jahre erkrankte er an einer heftigen Herzentzündung; aber er erstand wieder. — „Und jetzt nach drei Wochen Kraftlosigkeit", schreibt er an seine Kinder in Hannover, „sitze ich wieder an meinem Tisch und schreibe mit neuem Leben an euch, meine lieben Kinder. Ihr müßt doch Respekt haben vor der Kraft, die in mir wohnt, die sich noch einmal zusammennahm, um mich wieder zurückzuführen, wo tausende meiner Brüder schon weit früher von ihr verlassen worden. Ob diese Umkehr der Mühe werth war, muß die Zeit lehren, die mir noch vergönnt sein wird, und die Anwendung, die ich noch von ihr machen kann. Ein großer Gewinn, den ich schon aus diesem Sturm gerettet habe, ist die göttliche Erfahrung von der Anhänglichkeit und Liebe so vieler guten Menschen, besonders meiner Hausgenossen*) gegen mich, die ich mir nie in diesem Grade vorstellen konnte. Ich wurde wahrhaft von Armen der Liebe gehoben und getragen. Hier habt ihr mich denn wieder, und ihr und die Welt müßt noch einige Zeit mit mir fürlieb nehmen. Seit gestern ziehe ich wieder frischen Frühlingsathem in meine schwache Brust und drücke euch und euer Kind an mein ausgeheiltes Herz."

*) Hausgenossen, so nennt er seine Mägde und seine Haushälterin; keines seiner Kinder lebte damals bei ihm.

Im Oktober darauf schreibt er nach Hannover: „Mein Leben gleicht immer noch der Sonne, nicht in ihrem Glanz und in ihrer alles belebenden Wärme, sondern in ihrem regelmäßigen Auf- und Untergang. Die Verfinsterungen, die es zuweilen giebt, sind auch nur kurz und meistens unsichtbar. Wenn es noch fünfzehn Monate so fort läuft, so feiere ich am 10. Febr. 1825 mein Jubiläum. Ich melde dies bei Zeiten, damit deine liebe Frau Zeit genug hat, mir ein Gedicht darauf zu machen.“ Und im Januar 1825 zeigt er der Schwiegertochter in Hannover die Geburt des zweiten Urenkels an und setzt dazu: „Uebrigens sollen mich alle Enkel und Urenkel der Welt in meinem Lebenstakte nicht irre machen. Er geht zwar seit einiger Zeit nicht mehr Allegro, aber doch noch Adagio. Und wenn ich an meinem Jubiläum auch keinen Walzer mit Ihnen tanze, so hoffe ich doch eine Polonaise hinauszuhumpeln.“

Der Brand und die Brandpredigt.

Der 10. Februar 1825, das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Greises, nahte. Schon rüsteten seine Kinder und seine Freunde in der Nähe und Ferne, schon rüstete das Städtchen sich freudig zu dem Freudenfeste. Da trat Schrecken und Unglück zwischen die frohen Veranstaltungen. Aber im Schrecken und Unglück sollte noch einmal die Geistesstärke des siebenundsiebzigjährigen Greises in ihrer vollen, ungeschwächten Kraft sich zeigen.

Zwölf Tage vor dem Feste, an einem Sonnabend spät Abends, brach ein heftiger Brand in dem Städtchen aus und legte in raschem Umsichgreifen mehr als zwanzig Gebäude in Asche. Der schon genannte Freund unseres Patriarchen, Rath Stockmar, war im jähen Schrecken über das in sein Haus einschlagende Feuer vom Schlage gerührt worden und wurde leblos in die Superintendentur gebracht. Während nun hier die Aerzte sich vergeblich um den Entseelten bemühten, den man in das Kämmerchen neben der Stube auf das Bett des Alten gelegt hatte, während in der Stube

die Gattin in Verzweiflung jammerte, die Tochter ohnmächtig im Lehnsessel lag, Haus und Stube mehr und mehr mit geflüchteten Gütern und Kindern sich füllten, bald auch vom nahen Eishausen der Neffe, von Hildburghausen der Sohn und der Konsistorialrath Nonne und von allen Dörfern ringsum die Pfarrer herbeigeeilt kamen, um in der Superintendentur zu helfen, zu retten und zu flüchten, — während dieser selbst das Feuer immer näher sich zuwälzte und alles in rathloser Verzweiflung sich zeigte, blieb er allein in unerschütterlicher Ruhe. Er hatte den Kutscher den Leiterwagen anspannen lassen, um im Städtchen flüchten zu helfen; er war selbst in die schreckliche Winternacht hinausgegangen, um zu rathen und zu ermuthigen. Daß man in seinem eigenen Hause Anstalten zum Einpacken mache, untersagte er aufs Entschiedenste. Aber in die Verwirrung seiner Wohnstube rief er auch noch die Spritzenleute von den benachbarten Dörfern, um sie mit Kaffee und Speise zu bewirthen, so weit der Vorrath des Hauses nur ausreichte. Endlich gegen Morgen, als man des Feuers mächtig zu werden anfing, ließ er sich ein Bett über zwei Stühle werfen, und während der unendliche Tumult noch um ihn fortlärmte, schlief er hier ruhig, wie ein Kind, bis zum Morgen.

Mit ungeschwächter Kraft bestieg er die Kanzel. Noch rauchten die Brandstätten; aber seine Gemeinde fehlte auch heute nicht. In lebendiger Schilderung führte er noch einmal den Schrecken und Jammer der Nacht vor ihre Seele, aber nicht um zu klagen, sondern um Gott in Demuth anzubeten und seine Barmherzigkeit zu preisen. Und als der Greis, in immer feurigerer Rede fortfahrend, endlich zum Schlußgebet überging und die Gemeinde nach alter Sitte sich erhob, um es stehend zu hören, er aber mit lauter Stimme unter sie rief: „Auf den Knieen müssen wir heute alle dem Herrn danken — Mann und Weib und Kind!“ da sank die ganze Gemeinde einmüthig nieder und nur leises Schluchzen wurde gehört und des Betenden Wort, das wie Trost- und Jubelton durch alle Herzen zog.

Das Jubiläum.

Auch der Anblick der Brandstätte hinderte die Gemeinde nicht an einer frohen Feier des Ehrentages ihres lieben Herrn. Das Fest ging vor sich. Der Jubelgreis wurde „mit Gedichten und Glückwünschen überhäuft“. Es fehlte ihm nicht an den gewöhnlichen Ehren, auch nicht an dem Kirchenrathstitel (den er „nicht leiden mochte und für den er sich in sehr zweideutiger Weise bedankte“); aber ungewöhnlich war die Herzlichkeit der Theilnahme von Seiten seiner Gemeinde, seiner Diöcesanen und seiner Freunde, und besonders erfreulich für ihn die sinnigen Veranstaltungen seiner Kinder und Enkel.

Er selbst predigte über das Wort Jakob's: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast. Denn ich hatte nicht mehr, als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere worden.“ — „Ich denke“, sprach er am Schluß, „an das eine Heer, das ich neun Jahre lang in Coburg gesammelt hatte. Ich denke an das zweite, das hier achtunddreißig Jahre vor mir herzog. Ich denke an dich, meine theure, liebe Gemeinde, die achtunddreißig Jahre an meinen Lippen hing, die mit meinen Schwachheiten Geduld hatte, die mich liebt, wie ich sie liebe. Ich denke an das eine zahlreiche Heer, das unterdessen über den Grenzfluß der Erde in das ewige gelobte Land zog und mich zurückließ, und an das zweite, das noch hier vor mir steht, das vor meinen Augen aufgewachsen ist. Du bist mein Stolz und mein Ruhm. Ich bedarf, sage ich mit dem Apostel, keines Lobbriefs von euch, sondern ihr seid mein Brief, in mein Herz geschrieben, nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes.“

„Neben diesen Hauptabschnitten meines Lebens stehen nun noch so viele Denkmale, an denen allen ich die Zeichen der göttlichen Barmherzigkeit und Treue erkennen muß; Denkmale eben so uner-

klärlicher Führungen der Meinen; Denkmale der Freuden, die mir als Mann, Vater und Freund zu Theil wurden; andere, die ich mit bitteren Thränen benetzte, wenn der Tod mir Weib, Kinder und Freunde vom Herzen riß, und noch die letzten Tage gar mit Feuer gezeichnet wurden."

„Und unter allen diesen Schicksalen, auf dieser hohen Stufe des Alters ist mir noch die Kraft des Leibes und der Seele geblieben! Ist es mir doch, als wenn ich erst heute zu euch käme, mit neuem Muth euch Gottes Wort zu verkündigen, bis es ein Hammer werde, der die Felsen zerschlägt, bis es als zweischneidiges Schwert Seele und Geist und Mark und Bein scheide. Ist es mir doch, als wenn eine neue Liebe, eine neue Hoffnung in mir erwachte."

„Ja, alle diese verschlungenen Schicksale knüpfen sich jetzt wie einzelne Fäden in meinem Herzen zusammen. Bewunderung und Dank überwältigt mich! Freude und Entzücken hebt mich von der Erde zu dir, Vater meines Lebens! Das Gefühl meiner Unwürdigkeit aber drückt mich nieder, und Herz und Mund hat kein Wort mehr, als: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!"

„Noch einen Tag erwarte ich, — einen Tag des Dankes, der Freudenthränen Tag, wenn mir Gott alles, was ich bin und habe, wieder nimmt, und mir den Stab in die Hand giebt, an dem ich zu Grabe gehe, und die Thore der neuen Stadt Gottes aufspringen und ich meine beiden Heere wiederfinde. Amen."

Der Tag des Dankes, der Freudenthränen Tag.

Nach einem heitern, sonnenklaren Sommer nahte der 78ste Geburtstag des Greises, der 6. November. Am Mittwoch vorher, des Abends, nachdem er sich ungewöhnlich früh zu Bette gelegt hatte, rief er die Haushälterin in sein Schlafstübchen. „Sehen Sie doch einmal nach, liebes Julchen, die Kirchenschlüssel an der Wand haben so eigen geklirrt; was ist wohl der Grund?" —

Sie suchte vergeblich; das Klirren blieb unerklärt. „Merken Sie sich's, es bedeutet meinen Tod!" sprach er freundlich und schlief ruhig ein. Seiner Schwiegertochter in Hildburghausen, welche geschrieben hatte, daß sie wohl diesmal nicht zur Feier des Geburtstags werde kommen können, schrieb er zurück: „Einer ist der erste gewesen und einer wird der letzte sein; und wenn es gerade dieser wäre, und Sie wären nicht gekommen, wie leid würde es Ihnen thun."

Der Geburtstag fiel auf einen Sonntag. Morgens predigte er. „Wir gingen alle tief erschüttert nach Hause," erzählt unser Berichterstatter, „und sagten uns leise: „War's nicht, als ob das seine letzte Predigt hätte sein sollen?" — Zu Hause traf der Greis die ganze Familie. In herzlicher Fröhlichkeit, wie sonst, wurde das Fest gefeiert. Wie sonst, belebte der Greis die Gesellschaft mit Geist und Witz und strahlte von Zufriedenheit.

Am Tage darauf fuhr er, von einer Enkelin begleitet, in Amtsgeschäften auf ein nahes Dorf. Von Frost geschüttelt kehrte er Abends heim. „Macht mir einen Hollunderthee", sagte er und legte sich zu Bett. Aber am andern Morgen hatte er die Besinnung verloren. Eine heftige Lungenentzündung war ausgebrochen. Vergeblich eilte der Sohn von Hildburghausen zur Hülfe herbei. Acht Tage nach seinem Geburtstage, am 13. November 1825, verschied der Vater. „Wir sehen uns wieder!" war das letzte Wort, das er im lichten Aufflackern seines Geistes gestammelt hatte.

Am Mittwoch darauf, vierzehn Tage nach jenem Mittwoch, an dem die Kirchenschlüssel in des Alten Schlafstübchen geklirrt hatten, klirrten sie wieder; sie öffneten das Thor, durch welches der Greis, von seiner trauernden Gemeinde begleitet, zur letzten Ruhestätte getragen wurde.

Der älteste Freund des Patriarchen, sein treuer Truchseß, überlebte ihn; und sein Lebensbild versuchen wir dem Leser in den folgenden Blättern darzustellen.

III.

Der Ritter von der Bettenburg.

Ein Mann ist es, in dem erneut
Die Vorzeit ihres Bilds sich freut.

Einführung.

Von der Hütte des Patriarchen führen wir zur „hochgebauten Burg", auf der sein Freund, der Ritter, haust.

Einen Götz von Berlichingen nannte man ihn; aber sein ritterliches Wesen offenbarte sich in den mildesten und schönsten Tugenden des Friedens. Seine athletische Gestalt, seine alttreuherzige Biederkeit mahnten an einen Helden aus längstvergangenen Zeiten; aber jugendfrisch lebte er im Lichte der neuen Welt und die Besten seiner Zeit fühlten sich heimisch und glücklich unter seinem Dache.

Auch Göthe war sein Freund, und als diese Sonne sich zum Untergange neigte, hatte der Ritter die Freude, daß aus dem Waldesdunkel seiner eigenen Burg ein neues Gestirn sich erhob, in dessen Lichte die Welt sich freuen sollte.

Rückert hat den edlen Ritter,

„um den sich seiner Jugend Ranke schlang", —

und das Schloß,

„Das fränkische, wo er mehr Lieder sang,
Als auf der Wartburg jener Sängerorden",*)

mehrfach in seinen Gedichten gefeiert. Und wie er das Leben seines Rodacher Gastfreundes zu einer Idylle gestaltete, so hat er dem Bettenburger Freunde ein ähnliches Gastgeschenk in einem Hochzeitlied**) gespendet. Auf des Ritters Wunsch ist es zur Ver-

---

*) Ges. Ged. I, 174. Ges. Werke III, 189.

**) „Hochzeitlied für die Bettenburg, gedichtet im April 1815 von Freimund Reimar."

mählung seines Neffen gedichtet, aber aus eigenem Trieb und Drang des Dichters zu einem Lebensbild des Oheims ausgeführt worden.

Es ist ganz ein Gelegenheitsgedicht, vielfach in leichten Weisen erklingend, wie ein Bänkelsängerlied. Nur zwei Partieen sind in höherem Ton gehalten, und diese finden sich auch in der Sammlung der Gedichte.*) Mehr als 1000 Zeilen sind ungedruckt, aber in Handschrift uns erhalten, und aus dieser entnehmen wir die Poesieen, mit denen wir (ohne weitere Angabe der Quelle) unsere Darstellung schmücken und beleben.

*) Ges. Ged. II, 426—431. Ges. Werke II, 130 f.

Die Burg.

Vom nagenden Jahrhundert unvernichtet,
Gehalten von der Vorzeit derber Kitte,
Steht eine Burg in wald'ger Hügel Mitte,
Die von vergangner Herrlichkeit berichtet.
Sie ist aus kräftigem Gestein geschichtet,
Ein hohes Fußgestell, auf dessen Tritte
Ein Bild der Vorwelt steht voll edler Sitte,
Als lebende Bildsäule aufgerichtet,
Der Ritter von der Burg! Kommt, laßt uns wallen,
Zu sehn den Festen auf den festen Mauern,
Der erst lebendig macht die todten Hallen.
Mög' er so lang als seine Wälle dauern,
Und wenn einmal das edle Bild soll fallen,
Brech' unter ihm das Postament mit Schauern.*)

Des Burgherrn Jugend.

Es war ein uraltes, hochangesehenes Rittergeschlecht, das auf der Bettenburg in Franken hauste; mancher treffliche Held und selbst ein Herrenmeister des deutschen Ordens ziert die Ahnenreihe der Burgherren.

Aus diesem Geschlechte stammte — am 4. Juni 1755 geboren — der Freiherr Christian Truchseß von Wetzhausen auf Bettenburg, von dem diese Blätter erzählen. Sein Vater, in dem die gewaltige Körperkraft der Ahnen mit feiner Sitte und

*) Ges. Ged. I, 446. Ges. Werke II, 296.

außerordentlicher Herzensgüte sich einten, starb in früher Zeit eines plötzlichen Todes und hinterließ zwei Knaben und eine Tochter der zärtlichen Pflege einer ungewöhnlich gebildeten Mutter und der vormundschaftlichen Hut eines wackeren Oheims. Mutter und Oheim aber wußten es nicht zu vermeiden, daß die Knaben in die Hände ungelenker Hofmeister fielen, die in fast jährlichem Wechsel angenommen und abgelohnt wurden. Etwas Latein lernte unser Junker, aber sonst wenig; nicht einmal Französisch, die Hof- und Kavaliersprache jener Zeit, die er, wie der alte Feldmarschall Vorwärts, sein Leben lang nicht leiden mochte. Sein bester Lehrer war, wie er später oft und dankbar rühmte, seine 13 Jahre ältere, wohl unterrichtete Schwester.

Trotz allem Rückstand in der Bildung wurde er als kaum 16 Jahre alter Knabe, mit seinem 5 Jahre älteren Bruder, auf die Universität geschickt, — zunächst auf ein Jahr nach Gießen, unter einem grundgelehrten Hofmeister, der ihn wacker schulte, aber auch durch Pedanterieen höchlich inkommodierte, — und dann nach Leipzig, wo endlich ein guter Stern den beiden Freiherrlein einen trefflichen Führer gab, — den braven Cramer, der später zum wohlverdienten Dank Amtmann auf den Gütern seines jüngsten Eleven wurde.

Dem akademischen Leben folgte, als höherer Kursus der hergebrachten Adelserziehung, eine große Reise durch Deutschland und nach Ungarn hinein und Vorstellung der jungen Freiherren am Kaiserhofe in Wien, beim großen König in Berlin und bei vielen andern hochfürstlichen Herren. Die Bücherweisheit unseres Junkers war noch wenig gefördert, aber seine Erfahrung erweitert, seine Beobachtung geschärft, sein Wissenstrieb angeregt und dabei hatte er, „stets eingedenk des sittlichen, stillen mütterlichen Hauses“, unter allen Gefahren sich rein und unbefleckt bewahrt.

Aber auch in den dritten und höchsten Kursus kavaliermäßiger Tournüre mußte er eintreten, — in den Militärdienst. Noch nicht ganz 20 Jahre alt, begann er als Garde-du-Corps-Offizier in land-

gräflich hessischem Dienste auf der Parade und in den Hofsalons zu Kassel seine Laufbahn und wurde bald von seinen Kameraden als der verwegenste und eleganteste Reiter, und von entzückten Frauen als der schönste aller Kürassiere des Regiments bewundert. Sein liebster Kamerad, von Schuler, zog mit den verkauften Hessen nach Amerika; Truchseß selbst blieb. Nur einmal hat er sein Schwert zum Kampfe gezogen, — in einem Duelle, in dem seine wuchtige Faust bürgerliche Ehre mit adeligem Blute rein wusch. Er hatte Besseres zu thun, als Händeln und Liebschaften nachzugehen. Sein Sinn und Wissensdrang zog ihn in einen Kreis von ausgezeichneten Männern, die damals in Kassel lebten oder ab- und zugingen. Er wurde mit Georg Forster, Sömmering, Johannes von Müller, Mauvillon, Runde, Tiedemann befreundet und führte im Kreise der Freunde, die sein eigenstes Wesen erkannten, den Namen „Götz von Berlichingen".

Zwölf Jahre lang ritt der Ritter — zuletzt als Major — im Kasseler Reiterregiment. Dann zog er sich, des Paradedienstes überdrüssig, auf seine stille Burg in Franken zurück.

In der ersten Blüthe des Mannesalters, 31 Jahre alt, wurde der Ritter ein Landedelmann, — doch nicht um zu ruhen, sondern um nun erst recht zu wirken und zu schaffen. Die düstere, 400 Jahre alte Burg seiner Väter baute er sinnig zu verjüngter Schönheit und komfortabler Wohnlichkeit aus:

Er hat am Aeußern nicht vernichtet
Des Alters Rost,
Doch neu das Innre eingerichtet
Für Hitz' und Frost.
Dort freut der Eindruck uns, der treue,
Der alten Zeit
Und hier nur um so mehr die neue
Bequemlichkeit. *)

*) Ges. Ged. III, 248. Ges. Werke II, 186.

Die Wustungen umher machte er für reiche Ernten tragbar, ließ rings um seine Burg aus wildem Gestrüpp kunstsinnige Anlagen entstehen und gab seinen Hörigen im armen Manau Grund und Boden zum Lehen. Und er sollte es noch erleben, daß die wüsten Höhen und Gründe unter seiner Hand in einen weiten lieblichen Garten sich verwandelten und die zarten Fruchtbäume, die er gepflanzt, in breitästiger Fülle Blüthen und Früchte trugen, — daß er die mächtigen Forsten rauschen hörte, zu denen er den Samen gestreut, und daß die Bettler von Manau als wohlhäbige Bauern ihre Ernten einheimsten.

Des Ritters Art.

Wer hat ihn nicht gekannt, in jener Zeit, zehn Meilen weit in der Runde, den alten Truchseß von der Bettenburg? — Die hohe Gestalt mit der Hünenbrust und der gewaltigen Glieder reinem Ebenmaß, das schöne Haupt mit weißen Locken bekränzt! Seinem aufrechten Wesen mochte man es ansehen, daß er einst der Freiheit gewohnt war, die niemanden über sich zu erkennen brauchte, „als Gott und den Kaiser", daß er als Reichsunmittelbarer vor Joseph II. und Friedrich dem Großen gestanden. Aber er hatte die Reichsfreiherrlichkeit gern dahin gegeben, um nur um so freier dem inneren Zuge folgend als Mensch mit Menschen zu leben.

Er sah wohl mit Stolz auf seine Ahnen. Aber er hielt den Adel nicht für ein Vorrecht, sondern nur für eine Verpflichtung zu höheren Tugenden. Auf dem Stammbaum, der, kunstreich in Stein gehauen, von ihm in seinem Parke angebracht war, ließ er drei Spitzenblätter ohne Namen und vor diesen Stein führte er seine drei Neffen und sprach zu ihnen in tiefem Ernste: „Möge jeder wiederkommen, wenn er 30 Jahre alt ist, — diese Schilder bleiben namenlos, bis ihr des Namens der Truchsesse euch würdig erweist." Einen Sprossen seines eigenen Blutes auf dem Stammbaum zu

verzeichnen, war ihm versagt. Doch er selbst blühte in unverwüstlicher Jugend.

„Ein eigener Zauber wehte in seiner Nähe, der das Gemüth oft mit seltsamer Wehmuth befiel, als müsse man fürchten, der Lebende sei nur ein schauerlicher Traum der Vergangenheit. Aber der Ritter war in der That, wie von Leib, so von Seele, ein Heros in heiliger Weihe auf die Höhe der Zeit gestellt."*) „Dabei war sein Gemüth," so schreibt einer seiner Freunde, „das aufrichtigste, wahrhafteste und beste, das jemals die Brust eines Sterblichen beseelt." Selbst seine Fehler, — seine unbedachte Offenherzigkeit, seine kindliche Hingebung an geträumte Ideale und sein hartnäckiges Disputieren für sie mochten als Tugenden gelten.

Des Ritters Schloß und Hauswesen.

Unweit der Landstraße, die von Coburg nach Schweinfurt hin führt, erhebt sich, weit ausschauend in die Gegend, auf einem Vorsprunge des „großen Haßbergs" die alte Burg des Ritters, hinter ihren altehrwürdigen Mauern die Ställe und Scheuern des emsigen Landedelmanns versteckend. Von dem düstern Unterbau der Burg führte eine hohe Wendeltreppe zur großen Ritterhalle hinan, in der altväterisches und modernes Hausgeräth, wie im zufälligen Gemisch, aber in anmuthigem Einklang sich bei einander fanden.

Der Gäste wartend stand die mächtige Tafel von Eichenholz in der Mitte des Saals und an der Wand die große Hausorgel, die am frühen Morgen vor dem Auszug zur Arbeit den Morgengesang der Knechte und Mägde zu begleiten pflegte. In den langen Gängen außen sahen in stolzen Reihen die Bildnisse erz-

*) G. W. Keßler's Briefe auf einer Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Oberitalien im Sommer 1808.

gerüsteter Ahnen von den Wänden herab; aber in den Zimmern, in denen einst die alten Kämpen gehaust, grüßten jetzt den Gast duftige Gestalten einer neuen Welt. Er sah an den Wänden ringsum Freskogemälde, -- nicht eben von sehr kunstreicher Hand, aber nach des Ritters sinnigen Angaben liebevoll ausgeführt.

Da fand sich ein Musäuszimmer, ein Wieland-, ein Lessing-, ein Göthe- und ein Schillerzimmer, ein jedes mit dem Bildniß des Dichters und mit Darstellungen aus seiner Dichtung geschmückt. Und daran reihten sich die große Bibliothek, das Schreibzimmer des Burgherrn und wohnliche Gastzimmer.

Der Burgherr lebte ehelos, — in lebenslanger Trauer um eine verlorene Jugendliebe, sagte man. — Als Ehrendame des Schlosses aber waltete „Jungfer Klara", — mehr als 40 Jahre hindurch die emsige Schaffnerin der Burg, die kluge Beratherin des Burgherrn, die leise Beherrscherin des ganzen Hauses und bis zum Tode des Herrn seine treue Pflegerin.

Das Burgfräulein, wie man sie nannte, hatte bei Tisch den Ehrenplatz neben dem Burgherrn. Sie war einst eine viel bewunderte Schönheit gewesen. Jetzt zeigte ihr blasses sanftes Antlitz nur noch Schattenspuren früherer Zeiten. Aber auch unter der glänzendsten Gesellschaft nahm sie sich fein und würdig aus.

Wenn Damen zur Burg kamen, — und es kamen ihrer viele zu dem lieben alten Herrn, — so suchten sie sich mit dem Burgfräulein zu befreunden. Zugleich aber verlangte es sie nach der Bekanntschaft der zweiten Dame vom Hause, — nach der Köchin, die ihren Platz am Herde der Burg ebenfalls schon seit fast vierzig Jahren einnahm. Waren es Primrose'sche Pfarrfrauennaturen, die kamen, so stiegen sie in die Küche hinab, um die Kochrecepte zu erfragen, die von der Köchin willig mitgetheilt wurden, weil sie eben im Voraus gewiß war, daß doch niemand den Künsten der berühmten Bettenburger Küche es gleich thun könne. — Waren es aber Modedamen, so prickelte ihre Neugierde nach den berühmten Toilettenschätzen der Jungfer Köchin, und sie suchten es ihr abzu-

schmeicheln, daß sie in ihrem Stübchen wenigstens die mächtig große Kommode öffnete, in deren Fächern, wohl gefaltet und geglättet, ein Stück ins andere gesteckt, ganze Reihen von hochgebauten, breit und lang bebänderten bayerischen Hauben sich fanden. Wie eine Königin für jeden Tag des Jahrs einen eigenen Staat, so hatte die Jungfer „Haubenköchin“, wie man sie nannte, je nach dem Rang der Werkel-, Sonn- und Feiertage und je nach dem Stand der bürgerlichen, adeligen und fürstlichen Gäste für jeden Fall eine passende Haube bereit. Und darunter fand sich manche Rarität, z. B. als Geschenk von Heinr. Voß eine Haube, in welche ein Fischteich eingewirkt war; eine andere, mit Rosen gestickte, die Rückert ihr mit einem schnurrigen Gedichte von Stuttgart aus übersendet hatte.

Auch der Diener des Herrn war schon seit Jahrzehnden auf seinem Platze. Nur der Schreiber mußte, wegen zufälliger Umstände, einigemal gewechselt werden.

Mit allen im Hause lebte der Herr auf freundlichem Fuß; er ließ sie Theil nehmen an seinen Freuden und Leiden, und sie selbst nahmen Theil, als gehörten sie zur Familie. In seinen Briefen an vertraute Freunde fehlte fast nie der Schlußsatz: „Meine Hausgenossen lassen bestens grüßen.“

Auch seinen Arbeitern war er ein freundlicher Herr. Aber er ging wie ein rechter Landwirth in Feldern, Gärten und Wäldern, in Scheunen und Ställen bei der Arbeit ihnen nach. Er liebte einen stattlichen Marstall, aber nicht selten, — so ersehen wir aus seinen Briefen, — mußte er auf seine Equipage verzichten, weil der Oberknecht die stattlichen Gäule zu Saat- oder Erntearbeiten brauchte.

Ein Blick von der Burg.

Ein jugendlicher Wanderer, der einst beim Ritter herbergte, hat uns einen Frühlingsmorgen auf der Bettenburg geschildert.*) Noch graut der Morgen kaum, da weckt ihn der Nachtigallen Chor und die Blüthenzweige, die an den Fensterscheiben schwirren. Er öffnet das Fenster und badet die Brust im Morgenthau und Blüthenduft. Bäche und Wälder rauschen leise; und wie mälig der Nebel sinkt, heben sich blühende und grünende Hügel und Dorf um Dorf empor. Der Spiegel des fernen Mains blinkt hier und da bald silberweiß, bald blutroth im aufglühenden Morgenlicht, und an seinem Ufer erheben sich die Thürme von Haßfurt, wo einst Götz von Berlichingen den Erhard Truchseß niederrannte und dessen Reiterknecht, den braven Lerse, im heißen Kampfe sich zum Freunde gewann. — Bis zum offenen Ansbacher Land reicht der Blick und bis zur blauen Rhön und dem düsteren Thüringerwalde. Die Sonne taucht hinter dem Gebirge auf, und aus der Nähe und Ferne, leiser und lauter, schallt der Ton der Meßglocken herüber; in der Ritterhalle aber ruft das Präludium der Hausorgel Knechte und Mägde und Gäste zur Morgenandacht.

Noch im Morgenthau pflegte dann der Burgherr hinauszuwandeln in seine Gärten. Das waren seine schönsten Stunden.

Des Reichsritters Reich.

Reiche Pflanzungen umgaben, weithin sich erstreckend, die alte Burg. Der Reichsritter war ein kunstsinniger Gärtner und großer Pomolog geworden. Ein Schüler Hirschfeld's und des Kasseler Hofgärtners Schwarzkopf hatte er mit unermüdlicher Thätigkeit und immer wachsender Einsicht das umgerodete Land mit

*) G. W. Keßler's Briefe.

nutzbaren Hölzern, fremdländischen Sträuchern und den mannigfaltigsten edlen Obstbäumen bepflanzt. Und seine große Freude war es nun, daß er seine Edelreiser und mit ihnen den Trieb zur Obstbaumzucht in die weite Umgegend verbreitete. Zum Nützlichen aber fügte er das Schöne.

Vielverschlungene Pfade führten durch Gebüsche und Baumgruppen, rohe Eichenstangen über Klüfte und Bäche. Sinnreiche Inschriften waren an den Felswänden angebracht; großen und schönen Erinnerungen aus der Vorzeit oder aus dem eigenen Leben des Burgherrn waren Denkmäler errichtet. Einen Hain für Minnesänger hatte er angelegt, eine Einsiedelei und selbst eine Todtenkapelle, in der auf eisernen Gedenktafeln die Namen theurer Verstorbener eingegraben waren. Aus vierhundertjähriger Zeit aber war eine Waldkapelle erhalten, die eine treue Burgfrau ihrem dahingeschiedenen Herrn errichtet hatte.

Weit und breit waren die Bettenburger Anlagen berühmt. Sie waren ein Musterpark für hohe Herren, ein Lehrgarten für Pomologen und Landwirthe, die Freude aller natursinnig und poetisch gestimmten Geister und eine unerschöpfliche Freude für den Burgherrn selbst.

Und diese Freude theilte er gern mit den Bauerweibern, die sich's auf seinen Bänken bequem zu machen pflegten, und mit kleinbürgerlichen Frauen, die aus der Umgegend kamen, um ihre Familienfeste und Kaffeevisiten in dem Parke zu halten. „Ich habe nur meine Freude daran, wie die Leute alle meine Anlagen so hübsch schonen", sagte er.

O edle, hochgebaute Burg,
Feststehend manch Jahrhundert durch,
Mit solchen Zierden ausgestattet,
Davon das Herz in Lust ersattet.
Der Frühling, wenn aus Frankens Aun
Er aufwärts ziehet, um zu schaun,
Ob in Thüringen seines stolzen
Erbfeindes Eispalast geschmolzen,

Zieht nie vorüber hier als Gast,
Daß er daselbst nicht halte Rast
Viel länger als an andern Orten;
Denn tausend Bäume stehen dorten,
Die mit der Blüthen Ueberfluß
Er eigenhändig schmücken muß.
Das sind die weitbekannten Bäume,
Die um des Burghofs steile Räume
Hat angepflanzt des Burgherrn Hand,
Der sie vordem als Wildniß fand.
Darunter sieht man ihn nun schreiten,
Den Frühling stets an seiner Seiten,
Der alle seine Kunst versucht
An der geliebten Bäume Zucht,
Daß sie mit immer frischen Kronen
Den Guten, der sie pflegt, belohnen.
Der Ast gestreift von der Gestalt,
Die unter ihm vorüber wallt,
Streut auf des Hauptes dünne Locken,
Verhüllend, seine Blüthenflocken;
Der Vogel, der im Neste lauscht,
Wie näher ihm der Fußtritt rauscht
Des, der ihm hat gepflanzt die Schatten,
Singt, seinen Dank ihm abzustatten.
Wohl recht, daß er sein Loblied stimmt,
Da's ihm der Herr nicht übel nimmt,
Von seinen Früchten mitzuspeisen,
Will er sich mäßig nur erweisen.
Ja, wenn der Winter weggeleckt
Die Tafel, die der Sommer deckt;
Da weiß der Herr erst recht zu kirren
Die Vöglein, die nun brodlos irren,
Vor'm Fenster Meisen ohne Zahl,
Die rüstig pflegen zuzugreifen,
Sobald den Herrn sie hören pfeifen.

Du, dessen Fleiß ein Paradies
Hier in der Still erblühen ließ,
Du hast durch deines Waldes Länge
Dir ausgehaun so manche Gänge,

So manchen kühlen Schattensitz
Dir angelegt mit Kunst und Witz,
So manche Inschrift eingegraben
Mit Worten, die den Wandler laben.
Der Tugend, der Geselligkeit
Hast du so manchen Platz geweiht,
Der Freundschaft, der Geschwisterliebe,
Und jedem andern sanften Triebe;
Ja selbst, bestrahlt vom Abendroth,
Steht die Kapelle für den Tod.

Gastfreiheit.

Am späten Abend kommt ein Fußwanderer an die Pforte der Burg; es ist derselbe (Keßler), dessen wir schon erwähnt, — damals ein junger Referendar, später ein Geheimerath und weltbekannt als Biograph des alten Heim. Er hat keine andere Eintrittskarte, als einen Gruß von Ernst Wagner in Meiningen, aber das ist genug, um ihm „jene biedere Aufnahme zu bereiten, von welcher wir glauben, daß sie nur unsere starken kindlichen Urväter geübt haben“. — Zu allen Zeiten haben solche Wanderer gleiche Aufnahme auf der Bettenburg gefunden, und viele mögen wie er beim Abschiede empfunden haben: „Nie bin ich so stolz gewesen, als da mich dieser Heros an seine Brust drückte und mir erlaubte, zu allen Zeiten seine Burg als das Haus eines Freundes zu betrachten, bei dem ich wohnen könnte.“

Alle fanden die Thore gastlich geöffnet, so viel ihrer kamen, Landedelleute, Bürger und Bauern, fahrende Schüler und gekrönte Häupter, — Pomologen und Philosophen, Dichter und Gelehrte, Naturenthusiasten und Schmarotzer.

Gar viele kamen, nur um einmal den Ritter zu sehen. E. Wagner sendet ihm einmal seine zwei Söhne. „Sie müssen wegen der Reise das Gymnasium versäumen,“ schreibt er, „aber ich lasse die Vögel aus, damit sie den Adler thronen sehen.“

Wie der gute Primrose, so blieb auch der Burgherr ein immer freundlicher Wirth, so oft auch seine Gastfreundschaft miß-

braucht wurde. Nur die Vormittage hielt er sich frei, — für seine gewöhnlichen Geschäfte, seine Lektüre und seine Korrespondenz. Von der Mittagstafel an, die bei trefflicher Kost und feurigen Weinen Geist und Frohsinn belebten, gehörte er ganz seinen Gästen. Er selbst führte sie durch seine Anlagen, belehrte und erklärte und wußte fast von jedem Baume eine Geschichte zu erzählen. Wenn aber hülfbedürftige Obstzüchter kamen, so schnitt er in ängstlicher Sorgfalt, daß keine Verwechselung stattfinde, mit eigener Hand die Edelreiser ab, die sie begehrten.

Ein seltsames Aktenstück zur Geschichte der gastfreien Burg findet sich in einem „Bettenburger Trinkgelderbuch", das der Burgherr in den letzten 38 Jahren seines Lebens führte und in dem die ganze Reihe seiner Gäste, — wenigstens der Trinkgeld gebenden, — gewissenhaft verzeichnet ist.*)

Rückert erzählt, wie der jüngere Voß, Heinrich, mit einem guten Witze den Namen der Burg von ihrer Gastlichkeit ableitete.

Von Heidelberg dein lieber Freund,
Als deine Burg ihn hielt umzäunt,
Wo er sein Nest gar fröhlich baute,
Nur daß ihm stets vor Kröten graute,
Lustwandelt' einstmals deine Burg
Ein Zimmer nach dem andern durch,
Und fand in jedem an der Stätte
Für einen Gast gesetzt ein Bette,
Bis daß er in ein Zimmer kam,
Worin er wahr zwei Betten nahm;
Und als er gar die Seitenkammer
Geöffnet, in Erstaunen schwamm er,
Weil da, geschichtet Rand an Rand,
Ein ganzes Nest von Bettchen stand.
Er, zwar in solchem unerfahren,
Sah doch, daß es Kindbettchen waren.

---

*) Wir verdanken diese Notiz einem, leider unvollendet gebliebenen Aufsatze von Friedrich Hofmann in der Gartenlaube Nro. 19 vom Jahre 1866.

Da sprach er: Jetzund merkt mein Geist,
Wovon die Burg mit Namen heißt:
Sie heißt die Bettenburg, weil's Betten
So viel hier giebt, ich wollte wetten.

Der Geächtete.

Wohl hatte in früheren Jahren der Freiherr, nach vornehmer Landedelmänner Weise, die Wintersaison in einer der nahen Residenzen, namentlich in Coburg, zugebracht, und war dort mit hoher Gunst des Hofes beehrt worden. Aber die Gunst wandelte sich in Haß, als der Ritter, mit echt freiherrlichem Sinne, einer Achtserklärung des Fürsten trotzend, dem Geächteten ein Asyl gewährte.

In Coburg herrschte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts der allmächtige Minister Kretschmann. Er war aus Preußen berufen und vermaß sich, mit großartig staatsmännischen Künsten dem tief verschuldeten Hof und Staat aufzuhelfen. Alle guten Köpfe wandten sich dem neuen Sterne zu, — allen voran der Freiherr K. A. von Wangenheim, der aus einem unbändig wilden Knaben und Studenten ein glänzender Kavalier und tief gebildeter Staatsmann geworden war, — „ein Mann voll hoher Begabung und reinen Willens, bei einem Anflug von burschikosem Wesen eine hohe vornehme Figur". Rasch war er vom jüngsten Assessor zum Vicepräsidenten der Landesregierung gestiegen. Da fing er an, das betrügerische Spiel und das raffinierte Aussaugungssystem des Ministers, für den er bisher geschwärmt, zu durchschauen und „riß die Schlange von seinem Herzen". Mit rücksichtslosem Muthe suchte er dem Fürsten die Augen zu öffnen. Aber die ritterliche Lanze, die er gegen den allmächtigen Minister einlegte, prallte auf ihn selbst zurück. Wangenheim wurde (März 1804) ohne Urtheil und Recht seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen.

Es war ein harter Schlag. — Der hochangesehene Staatsmann, der gefeierte Liebling der Gesellschaft, der eben erst im Vollgenuß des Glückes den Winter hindurch mit Jean Paul, „dem

Altmeister des spielenden Witzes", den er nach Coburg gezogen „manche übermüthige Stunden beim Frankenwein verbracht hatte", er war jetzt plötzlich in die Fremde gestoßen. Dazu war eben ein Kind ihm gestorben, ein zweites lag am Tode, und drückende Nahrungssorgen drohten. „Da gewährte auf der altehrwürdigen Bettenburg der Burgherr nach alter Weise dem Geächteten Schutz und Herberge; und der Schüler der Romantik erquickte sich an dem biderben Wesen dieser vielgefeierten Blüthe der Ritterschaft." *)

Es bedurfte einer lang ausdauernden Gastfreundschaft; denn der Reichshofrath in Wien, bei dem Wangenheim klagbar wurde, fand erst spät einen Spruch, und während Kursachsen langsam das Reichsschwert erhob, um nach des Kaisers Schluß den Kläger in Amt, Gehalt und Würden wieder einzusetzen, brach das deutsche Reich selbst zusammen, und der souveräne Herzog von Coburg hatte keinen Richter mehr über sich.

Die Bande, die auf der Bettenburg den edlen Wirth mit seinem fast zwanzig Jahre jüngeren Gaste innig verknüpften, lockerten sich auch dann nicht, als Wangenheim's Stern ihn (im Herbst 1806) nach Württemberg führte, um nach kometartigem Glanze in Frankfurt sich zum Untergange zu neigen. Wangenheim war noch nicht gar lange Minister des jungen Königreichs, als (im Sommer 1810) sein edler Gastwirth mit seinem Neffen Wilhelm und seinem Freunde Schuler ihn heimsuchte und „vier fröhliche Wochen bei ihm verlebte". In Stuttgart wurden alle schönen und großen Geister des Tages, — Haug, Hofrath Reinbeck, Dannecker und andere, und auf der Rückreise die Rüdt'schen zu Bödigheim, Berlichingen zu Jaxthausen, Graf Benzel-Sternau, der Dichter des goldenen Kalbes, die Voß in Heidelberg, der Dichter von Thümmel in Altenburg, der Freiherr von Lerchenfeld in Göppingen aufgesucht und mit den meisten Korrespondenzen angeknüpft, die zum Theil bis zum Tode sich fortspannen.

---

*) Siehe Treitschke, histor. u. politische Aufsätze 1865.

Auch den Schützling der Bettenburg zog es oft zu seinem einstigen Asyle zurück. Und als er nach kampf- und ruhmreicher Bahn, von den Liberalen bald gefeiert, bald verkannt, von seinem Könige bald als unentbehrliche Stütze des Thrones geehrt, bald als unbequemer Demokrat bei Seite geschoben, endlich aber, da er den Bundestag selbst zu reformieren gedachte, durch Metternich's Einfluß für immer vom politischen Schauplatz verdrängt wurde (1823) und in seine Heimath sich zurückzog, fand er hier unter seinen treuesten Freunden auch seinen greisen Gastfreund wieder. Viele Jahre noch lebte Wangenheim in ungeschwächtem Mannesmuth, mit unverbittertem Sinne, strahlend von Geist und Liebenswürdigkeit und in steter wissenschaftlicher Thätigkeit. Treitschke's kundige Hand giebt ihm das Zeugniß: „Er war ein echter Liberaler!"

Bei den Büchern.

Eine wunderbare Strebsamkeit, ein nicht zu stillender Durst nach geistigem Genuß lebte in dem Burgherrn. Er, der Vielbeschäftigte und Vielbesuchte, konnte nicht leben ohne seine Bücher. Er hatte wacker nachstudiert, was ohne Lehrer nachzustudieren war, und lernte fort, auch noch in den späten dunklen Jahren, als er selbst nicht mehr zu lesen, sondern nur dem Vorleser zu lauschen vermochte.

Alle würdigen deutschen Dichterwerke und Uebersetzungen der Alten, so viel deren damals lesbar waren, fanden sich in seiner Bibliothek, — dazu Geographie und Geschichte, und als Lieblings-Fachwissenschaft Gartenkunst und Pomologie. Dabei fehlte nicht der spiritus rector aller Gelehrsamkeit, die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung. Er hielt sie von ihrem ersten Anfange an in ununterbrochener Folge bis zu seinem Tode fort, — scheute sich aber nicht, der Kritik der gelehrten Jenaerin mit seinem eigenen gesunden Geschmack und Menschenverstand nachzuhelfen.

Er schwärmte jugendlich für Lafontaine's gefühlreiche Kinderliebschaften, bis sein ernster Sinn ihrer überdrüssig wurde. Er erbaute sich an der romantischen Ritterlichkeit Fouqué's, ward aber an Göthe, den er sonst über alles geschätzt, irre, weil sein reines Gemüth nicht in Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften sich zu finden vermochte. Seine Neigung für den älteren Voß, dem er persönlich befreundet war, erkaltete, als dieser gegen Stolberg sich unduldsam zeigte.

Seine Bibliothek gehörte nicht ihm allein. Sie war die große Gratis-Bibliothek für die ganze Umgegend. In Herren- und Amt-, Pfarr- und Schulhäusern und je nach Auswahl selbst bei Landwirthen wanderten die Bettenburger Bücher umher. Die „Glockentöne aus dem Leben eines jungen Landgeistlichen" (von Friedrich Strauß) schaffte er bei ihrem Erscheinen gleich in mehreren Exemplaren an und ließ sie in derbem Einband unter den Pfarrern der Umgegend cirkulieren.

Die Tafelrunde.

Auch in leibhafter Gestalt sammelten sich die Geister zur Tafelrunde des Ritters. Ihm, der über sich selbst spottete, daß er noch nie einen Vers oder auch nur einen Leberreim zu Stande gebracht, — der so oft klagte: „man hat mich ja keine Sprache gelehrt", — ihm zogen Poeten und Schriftkundige zu und ehrten ihn als Freund und Meister. „Es duftete ein Zauber um ihn her, der das sprossende Talent befruchtete, und mehrere bedeutende Dichtungen fanden auf der Bettenburg ihre Wiege." *)

Von einem Dichter wird uns erzählt, der, schon dem Tode nahe, sich zu ihm schleppte. Es war Ernst Wagner von Meiningen,

*) Cordelia, von Karoline von Wolzogen. II, 87. — Herr von Wolzogen hatte die Vormundschaft seines Sohnes dem Freiherrn übertragen, — „einem Manne, des höchsten Vertrauens würdig".

der Verfasser von Willibald's Ansichten, der Reisen aus der Fremde in die Heimath ꝛc. Er kam (im Frühling 1808) schon mit gelähmtem Rückenmark, aber jugendlich frischen Geistes zur Bettenburg, geleitet von Mosengeil, der seinen Zögling, den jungen Herzog von Meiningen, dem Ritter zuführte. — Auf einem zahmen Müllersgaul, den der Burgherr ausgewählt hatte und selbst sorglich leitete, ritt der Gelähmte durch Gärten, Felder und Wälder. Auf manchem schönen Plätzchen ließ er sich vom Pferde heben und ruhte da Stunden und halbe Tage lang, in stillem Genusse dichtend und schreibend. Er schwärmte in Glückseligkeit und trennte sich nur schwer von seinem ritterlichen Gastfreund.

„Er ist ein Mann; — nimm alles nur in allem!
Ich habe seines Gleichen nicht gesehen,“ —

so schrieb er nach seiner Rückkehr an einen seiner Freunde. — Der letzte Brief, den er (drei Monate vor seinem Tode) an Truchseß schrieb, war voll von heiterem Scherz. „Es wird doch wohl alles nicht helfen,“ sagte er darin, „der Ritter Christian von Truchseß wird mit seinem Schlosse Bettenburg und einigen Landschaften um dasselbe her in meinem neuesten Roman „Thalheim“*) als Idylle auftreten müssen . . .“

Einer der ältesten Freunde der Bettenburger Tafelrunde war Jean Paul, der dem Burgherrn den Namen „der letzte Ritter“ verlieh, — und als jüngster Genosse, der bald alle andern weit überragen sollte, trat Rückert ein.

Rückert auf der Bettenburg.

Im elterlichen Hause zu Rügheim hat, wie uns berichtet wird, der Dichter den Ritter zum erstenmal gesehen; aber daß dieser, der

*) Den Entwurf des (unvollendet gebliebenen) Romans theilt Mosengeil in seinen „Briefen über den Dichter Ernst Wagner“ (2 Theile 1826) mit.

den Vater wohl kannte, von da an auch für den Sohn, den 18jährigen Studenten, eine besondere Theilnahme gewonnen hätte, wird nirgends erwähnt. Drei Jahre später (1809) übersiedelt der Vater nach Ebern, und nun, sollten wir denken, werde der viel wandernde Dichter bald genug den Weg nach dem nur wenige Stunden entfernten Schlosse des immer gastfreien Mäcen finden.

Doch nicht so rasch sollte eine nähere Verbindung sich anknüpfen. Zwar deutet der Ritter (in einem Briefe an Fouqué) darauf hin, daß er bereits vor den Freiheitskriegen und während derselben den jungen Dichter habe kennen lernen, und dieser scheint seine Bekanntschaft mit Truchseß sogar auf das Jahr 1811 zurückzuführen; denn vom April dieses Jahres ist ursprünglich das Sonett datiert, das wir zur Einführung in die Burg des Ritters (S. 127) mitgetheilt haben. Aber dem allem steht eine Angabe des „Hochzeitsgedichtes“ entgegen, in der ausdrücklich gesagt wird, im April 1814 sei es geschehen, daß der Dichter zum erstenmal zu des Ritters Schloß berufen wurde.

Hiernach möchten wir vermuthen, daß die „frühere Bekanntschaft“, von der Truchseß schreibt, nur gelegentlich, außerhalb der Burg stattgefunden habe und daß die Jahrzahl 1811 dem erwähnten Sonett, — wenn es nicht bloß auf einen Gang in den Umgebungen des Schlosses, sondern auf einen Besuch in der Burg selbst hindeuten soll, — nur irrthümlich beigefügt und vielleicht eben deshalb in der späteren Auswahl der Gedichte und in den gesammelten Werken gestrichen worden ist.

Gewiß ist, daß eine innigere Annäherung erst später stattgefunden hat. Und nicht direkt zwischen Ebern und der Bettenburg, sondern auf ziemlich weitem Umweg scheint diese Annäherung vermittelt worden zu sein. Der „Patriarch von Rodach“, des Ritters ältester Freund, — und des Dichters Freund, der Amtmannsohn von Rodach, sind, so viel wir wissen, die Ersten gewesen, die dem alten Freiherrn Rückert'sche Gedichte in Abschrift zusendeten

und ihn mehr und mehr auf das Talent aufmerksam machten, das in dem Amthause zu Ebern keimte.

Und nun, im April 1814, da der Ritter seine werthesten Freunde, unter ihnen Hohnbaum, Heinrich Voß und seinen alten Kameraden, Kammerherrn von Schuler von Hildburghausen, bei sich versammelt hatte, wurde auch Rückert zur Burg geladen. Er theilte seine Gedichte mit und gewann auch des Burgherrn Bewunderung; aber noch lag ein dunkler Schatten zwischen beiden. Der Ritter konnte es dem Dichter nicht verzeihen, daß er nur Kriegslieder gedichtet und nicht selbst mit in den Krieg gezogen war, und sein junger Gast mußte sich deshalb von ihm manchen Seitenhieb gefallen lassen.

Endlich, als die anderen Gäste das Schloß verlassen hatten, Rückert aber noch 14 Tage allein bei dem Ritter geblieben war, und nun der Vater kam, um den Sohn abzuholen und dem Freiherrn „für manches zu danken", wendete sich dieser rückhaltlos an den Vater. „Ihr Sohn," sagte er, „hat trefflich, hochbegeistert gesungen, aber warum focht er nicht mit?" — „An ihm lag's wahrlich nicht," entgegnete der Vater; „schon 1809 verließ er mein Haus, um zur österreichischen Armee zu eilen; als er aber nach Dresden kam, wurde der Frieden proklamirt. Auch jetzt wollte er wieder fort, und nur meine Vorstellungen und die Thränen der Mutter und endlich die Ueberzeugung, daß seine durchs Studieren wirklich geschwächte Gesundheit das wilde Feldleben nicht bestehen könnte, hielten ihn endlich zurück."

Am andern Morgen, bei einem Spaziergang, ergriff Truchseß die Hand seines jungen Freundes und sprach: „Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie selbst nicht für so brav hielt, als Ihre geharnischten Sonette und Lieder, und daß ich Ihnen deshalb so manche Pfropfe gab, die Sie, lieber, wackerer Bursche, so ruhig hinnahmen; nun weiß ich es durch Ihren Vater anders". Und Greis und Jüngling „drückten einander so recht warm an die

Brust", und nachher entgegnete Rückert: „Ich war ja in meinem Bewußtsein rein."

Rückert schied; aber er hatte in der Bettenburg eine zweite Heimath sich erworben. Sein Gastgemach, das Oberonzimmer mit der schönen Aussicht nach Hofheim hin, wurde ihm für alle Zeiten offen gehalten, und er lebte darin schöne und reiche Tage, ohne gerade viel Lust zu tragen, dem Meister, dessen Bilder von den Wänden herab schauten, „zum Ritt ins alte romantische Land" zu folgen.

Wie entscheidend für den jungen Dichter der Besuch auf der Bettenburg wurde, das sagt er selbst im Hochzeitgedicht:

Mein Ritter von der Bettenburg,
Mit dem noch manches Jahr hindurch
Das schöne Band mich halt' umschnüret
Der Kunst, die mich dir zugeführet,
Wohl denk' ich des zu dieser Frist,
Wie eben jetzt ein Jahr es ist,
Da du zu deines Schlosses Stufen
Das erste mal mich hast berufen.
Der Monat, der auf deutscher Flur
Von Stürmen trägt den Namen nur,
War, nach italienischer Sitte,
Damalen mit dem blumigen Tritte
Gekommen des, der folgt auf ihn,
So daß April ein Mai uns schien.
Der Frühling, reitend im Galoppe,
Bracht' alle Blüthen auf der Koppe,
Und Maien, die sonst um Pfingsten blühn,
Zeigten sich schon um Ostern grün.
Damalen, als von Ost und Westen
Von deinen Freunden die ältsten und besten
Sich gastlich sammelten um dich,
Beriefst du unversehens mich,
Und stelltest mich, den blöden Dichter,
Mit meiner Muse vor die Richter.
Damals ward ihr das erste Lob,
Das ihr den jungen Busen hob;

Damals, von Freundes Mund bewogen,
Hat sie die Blödheit ausgezogen,
Und angetreten keck den Pfad,
Auf dem so manche fehl schon trat.
Seitdem hat sie zu allen Stunden
Gleich als dein Mündel sich empfunden,
Und was ihr künftig glücken mag,
Bleibt dir verdankt dem Rechte nach.

Aeschylos auf der Bettenburg.

Eine ausgebreitete Korrespondenz war dem Ritter zur Passion geworden. Nicht nur mit seinen nächsten Freunden und mit literarischen und anderen Bekannten, wie E. Wagner, Rochlitz, Jean Paul, Franz Passow, Abecken von Rudolstadt, dem alten Heim in Berlin, dem Minister von Lerchenfeld u. a. m., — auch selbst mit Männern, die er nie gesehen, wie Fouqué, Houwald, Fernow, stand er in mehr oder weniger lebhaftem Briefwechsel. Kaum mit einem anderen aber hat er einen so innigen schriftlichen Verkehr unterhalten, als mit Heinrich Voß.

Voß hatte den Ritter im Herbst 1810 in Stuttgart kennen lernen und hier 10 Tage in seiner Gesellschaft verlebt. „Ich fand", — so schrieb er damals an seine mütterliche Freundin, die Kirchenräthin Griesbach in Jena, — „einen der köstlichsten Menschen, die auf Erden leben, den Ritter Truchseß von der Bettenburg. — Schon viele Jahre kannte ich diesen Mann dem Rufe nach und fühlte oft Sehnsucht, ihm nahe zu treten. Jetzt stand ich vor ihm und sah, daß man mir viel zu wenig berichtet hatte. Denn diese göttliche Erscheinung übertraf alles, was ich von dem Manne gehört hatte. Auch mir ist der Mann gut geworden . . . Dieser Truchseß ist ein wahrer Riese seinem Körper nach und ebenso ragt sein Gemüth über seine Nebenmenschen hervor. Er ist, wie ich mir die hochherzigen edlen Ritter vor dreihundert Jahren denke, — ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen

Herzlichkeit, so daß es einem wehmüthig wird, wenn man die jetzige Zeit mit ihm im Kontraste denkt. „Außen Erz und innen Herz", so begrüßte ich ihn, als ich am letzten Abende unseres Zusammenseins seine Gesundheit trank; und als er mich darauf mit den Worten: „Du braver Kerl" an sein Herz drückte, — glauben Sie es mir, meine beste Mutter, in dem Augenblicke habe ich auch ein wenig auf meine Person gehalten."

Im nächsten Frühling brachte Voß mit seinem Bruder vier Wochen bei dem neugewonnenen Freunde zu und schrieb darüber im Mai an Truchseß: „Du Herrlicher, denke ich an unser friedliches Zusammenleben auf deiner friedlichen Burg, an unsere Gespräche, Vorlesungen, an unsere Spaziergänge, kleinen Reisen zu Verwandten, an Deine Erzählungen, an Deine aus der innersten Seele hervorgequollenen Worte in der Todtenkapelle, auf dem Grabe Deines geliebten Vaters, an der Säule der Geschwisterliebe, — o Dein eigenes Herz muß Dir's sagen, wie ich dann bald von Freude, bald von stiller wohlthätiger Wehmuth durchdrungen bin. Dann möchte ich zu Dir fliegen, Dir die Hand drücken, an Deinem Herzen Thränen weinen. Habe Dank für alles, für nichts aber so sehr, als für den Augenblick, wo Du mich und meinen Bruder in Deine Arme schlossest, und uns hießest Brüder bleiben unser Lebelang."

Drei Jahre hinter einander wiederholte Voß seine Besuche; und im Frühling 1817 finden wir den hochgelahrten Professor in den Funktionen eines Schreibburschen auf der Bettenburg. So nämlich nennt ihn der Ritter, da er ihm, in Ermangelung eines andern Skribenten, einen zwölf Seiten langen Brief an Fouqué diktiert.

Die Briefe seines „lieben, lieben Heinrich" waren dem alten Herrn immer eine wahre Erquickung. Er interessierte sich für alles, was ihm der Heidelberger Freund schrieb, und dieser schrieb von allem, was ihn selbst interessierte, namentlich von literarischen Dingen, — z. B. auch davon, daß sein Vater zu seiner großen Freude nach langem Mühen und Sinnen ein herrlich gelungenes achtunddreißig-

silbiges Wort zum Schluß des achten Stückes von Aristophanes gefunden habe.

Und wunderbar! Der alte Ritter, der nicht einen griechischen Buchstaben kennt, er hilft seinem jungen Freunde den Aeschylos übersetzen. Siebenzehn Jahre lang arbeitet Voß an seiner Uebersetzung, und während dieser Zeit theilt er eingehend seine leitenden Grundsätze, seine Mühen und Freuden, sowie Fragen und Zweifel dem Bettenburger Freunde mit; und dieser antwortet mit herzlicher Theilnahme und nicht werthlosem Rath. Beide Freunde sollten die Freude der Vollendung des Werkes im Drucke nicht erleben; aber als Denkmal ihres innigen Verkehrs theilt Abraham Voß, der das Werk seines früh verstorbenen Bruders herausgab (1826), in der Vorrede einige jener Briefe mit, die Heinrich Voß an Truchseß gerichtet hatte.*)

In später Zeit (1832), als Rückert den Voß'schen Aeschylos in die Hand bekam, konnte er es nicht lassen, wie er früher den Lebenden gern geneckt, so auch jetzt über das „ihn erstaunende Kraftübertragungsmeisterwerk" des Todten einen Spaß zu machen:

Er hätte ihm nicht zugetraut,
Mit solchem Anstand auf dem hohen tragischen
Kothurn einherzutreten fest
Und sicher, ohne sonderliche Stolperung,
Der sonst doch gern in Socken ging.

Er findet

Das Abbild seinem Urbild Zug für Zug
Meist glücklich nachgeähnlichet.

Und nur eins weiß er nicht zu ergründen: was Kassandra, „die todtgeweinte Seherin" meint, als sie schwöret, „sie habe klar das alte Misthun jener Königsburg gesehen; denn er weiß nicht, wie dieses Mist-Hun zum Hünervolk am Schluß des Trauerspieles sich

*) Andere „Briefe von Heinrich Voß an Christian von Truchseß" hat sein Bruder Abraham gesammelt und (Heidelberg 1834) herausgegeben.

verhält, — bis endlich ein Licht ihm aufgeht, „das alte Misthun sei die alte Missethat“. Und er schließt nun mit elegisch heiterem Ton:

Ich höre lachen selber dich,
Mein Heinrich Voß, wo nun in weiter Unterwelt
Mit deinem Bettenburger du
Dir nebenaus ein Plätzchen ausgesucht,
Wo ihr das Friedenspfeifchen schmaucht,
Wie einst behaglich auf der alten Bettenburg,
Wo selbst ich euer dritter war.
Seid mir gegrüßt, ihr, die des Lebens Possenspiel
Habt ausgespielt, und gönnet mir,
Bis ich euch einhol' unten, hier noch Lachestoff
Aus manchem Trauerspiel zu ziehn.*)

Beim Becherklang.

Rückert's muthwilliges, Lachestoff suchendes und spendendes Aeschylos-Gedicht ist ein Nachklang des guten Humors, der auf der Bettenburg zu herrschen pflegte, wo attischer Witz das gelehrte Gespräch würzte und in die schöngeistige Stimmung kräftiger Frohsinn sich mischte. — Wenn im scharfen Turniere die Geister auf einander gefahren waren, daß es Funken sprühte, so fehlte es darnach auch nicht, daß beim Mittagsmahle in der großen Ritterhalle, wie bei den alten Kämpen, der volle Becher, den das Burgfräulein kredenzte, versöhnend kreiste und alles sich in Lust bewegte.

Bei einem solchen Mahle, an dem die feinsten und feurigsten Weine flossen, denn der liebe theuere Freund von Wangenheim aus Schwaben, der nach zehn Jahren zum ersten Mal zur Bettenburg wiederkehrte, war der König des Festes, und der alte Ritter „lebte darob in einem Freudenhimmel“, — da geschah es, daß der „ehr-

*) Ges. Ged. I, 117 f. Ges. Werke VII, 60 f. — Vergl. Voß' Aeschylos S 216 Z. 6.

würdige, immer jugendliche Hohnbaum" die Frage aufwarf, es solle doch jemand erklären, was eigentlich ein Rausch sei. — Hin und her ging der fröhliche Streit über die Herkunft des Nebelgeistes, der bereits merklich nahe über ihren Häuptern schwebte. Aber Rückert hatte inzwischen sich davon geschlichen, saß schreibend an einem Nebentischchen und kam bald wieder mit seiner

Theorie des Rausches.*)

Es ist der Kopf ein Luftgezelt,
Darin drei Stühle sind gestellt.
Das erste Glas tritt ein als Gast,
Nimmt auf dem ersten Stuhle Rast;
Das zweite Glas kommt hinterdrein
Und nimmt den zweiten Stuhl sich ein;
Wenn nun das dritte kommt zuletzt,
So sind die Stühle rings besetzt.
Dann kommt ein viert's noch, wie der Blitz,
Sieht um sich und sieht keinen Sitz;
Und weil es doch nicht stehen kann,
So fängt es einen Lärmen an,
Zerrt an den andern hier und dort,
Und keins will räumen seinen Ort.
Da balgen sie sich ritterlich
Und werfen von den Stühlen sich,
Und noch ein Glück ist's, wenn das Zelt
Nicht selbst mit übern Haufen fällt.

Alles zollte Beifall. Nur Se. Excellenz, von Wangenheim, der unverwüstliche Zecher, rief in fröhlichem Zorne: „Was da! — Nur drei Stühle in einem deutschen Schädel? Schande über den philisterhaften Poeten!"

---

*) Diese Ueberschrift trug das Gedicht in der ursprünglichen (handschriftlichen) Fassung; im Druck findet es sich in den Ges. Ged. II, 22 unter der Ueberschrift: Noch ein Spruch, und in den Ges. Werken II, 88 unter dem Titel: Zechspruch.

Da setzte sich der Dichter wieder still an sein Nebentischchen und brachte bald zu aller Jubel den Zusatz:

Ausnahme von der Regel.

In einem Excellenzenhaupt
Sind mehr als nur drei Stühl' erlaubt;
Von Stühlen steht ein ganzer Hauf,
Doch sitzen schon viel Sorgen drauf.
Wenn nun inzwischen treten ein
Die hellen Gäste voll von Wein,
Sind jen' in ihrer Grämlichkeit
Nicht Platz zu machen gleich bereit.
Sie müssen endlich doch aufstehn
Und brummend ihrer Wege gehn.
Dann setzen drin die Gäste sich
Auf alle Stühl' einträchtiglich
Und zanken um den Platz sich nicht,
Weil es gar nicht daran gebricht;
Denn kommt ein Gast noch mehr ins Haus,
Muß nur 'ne Sorge mehr hinaus,
Bis ganz das Haus von Sorgen leer
Und voll wird von der Gäste Heer.
Gar selten, daß das Haus umschlägt,
Wenn's noch so viele Gäste trägt;
Da es so viele Sorgen trug,
Kann's wohl auch tragen Gläser g'nug.*)

Aber selbst neben solchen Gelagen und trotz allem Zuströmen von Freunden und Bekannten fand Wangenheim noch Zeit, seinem alten Gastfreund an stillen Abenden Fouqué's Sintram und Alboin vorzulesen.

---

*) Aus dem Kollektaneum mitgetheilt, — in Rückert's Werken nicht abgedruckt.

Fürsten und werthe Freunde.

Dem fränkischen Ritter in der nördlichsten Ecke des Bayernreichs lag die Residenz seines königlichen Herrn in fast unausmeßbarer Ferne. Doch nahe der Bettenburg, zum Thüringer Lande hin, öffnete sich eine Reihe von fürstlichen Höfen, die zwar nicht spannenweit, wie jetzt, sondern, selbst für kräftige Bettenburger Gäule, immer noch Tagereisen weit von einander entfernt lagen, aber ganz dazu geeignet waren, den biderben Götz von der Bettenburg anheimelnd zur Einkehr einzuladen.

In Coburg, obwohl seit der Kretschmann-Wangenheim'schen Katastrophe der Hof ihm weder lieb noch hold war, fand er doch in dem alten Feldmarschall Franz Josias, dem tapfern Türken- und Franzosen-Krieger, eine ganz ihm gleich gestimmte Natur. — Die Huld einer geistreichen und liebenswürdigen Fürstin und Schuler, sein alter Casseler Kamerad, zogen ihn nach Hildburghausen. — In Meiningen hatte er den Fürsten zum Freunde und Freunde neben dem Fürsten. — Von dem etwas wunderlich originellen, aber geistreichen und witzigen Herzog August von Gotha wurde er hochgeschätzt, und Lindenau, der einsiedlerische Astronom des Seebergs, der später ein großer Minister wurde, besaß die volle Theilnahme des Ritters.

Nach Weimar zogen ihn der Hof und die Dichter. Näher befreundet war er in früheren Jahren mit Göthe, der ihn auch einmal (1801) in Cassel traf und darüber schreibt: „Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Truchseß, der in früheren Jahren durch redliche Tüchtigkeit sich in die Reihe der Götze von Berlichingen zu stellen verdient hatte." *) — Mit Schiller brachte ihn Frau von Wollzogen in

*) Göthe's Tag- und Jahreshefte. I. S. 114.

nähere Berührung; und in Kanzler Müller hatte er einen treuen Freund gewonnen, der ihn auch auf der Bettenburg besuchte.

Am meisten aber zog es ihn nach den zwei kleinen Werraresidenzen.

Der in seiner Art einzige Herzog Georg von Meiningen, eine kräftige, lebensfrische Natur mit offenem warmen Herzen, ganz zum Helden eines patriarchalischen Regiments gemacht und in Wahrheit „ein Fürst, bei dessen Namen noch heute jedem Meininger das Herz aufgeht“,*) — war ein langjähriger Freund des mit ihm gleich gestimmten Ritters. Zwar prickelte damals auch in Meiningen, von Ernst Wagner's und Jean Paul's Ueberschwenglichkeiten und Witzfunken angefacht, ein dem Klein-Athen nacheiferndes schöngeistiges Treiben; aber es wurde gedämpft und geläutert durch die gesunde Naivetät des Fürsten und der Fürstin.

Der Mittelpunkt des geistigen Lebens war übrigens nicht eigentlich der Hof, sondern — das Haus eines Advokaten. Anton Heim hielt dies Haus, — einer von den sechs Söhnen die aus der klassischen Zucht des gestrengen Pfarrherrn zu Solz hervorgingen und alle, jeder in seiner Weise, kernhaft und tüchtig wurden, wie der Eine, — der alte Geheimerath Heim in Berlin, dessen Bild zu aller Welt Erquickung Keßler's Meisterhand gezeichnet hat. — Auch Herzog Georg kam oft und gern zu den „offenen Abenden“ des Advokaten, welche die aufgeweckte, liebenswürdige Hausfrau leitete und belebte. „Dem Fürsten wurde hier nicht anders als einem Freund des Hauses begegnet und er selbst betrachtete das Anton Heim'sche Haus als den stillen, glücklichen Kreis, in welchem er seiner liebenswürdigen Natur freien Lauf ließ.“**) In dem Heim'schen Familienschatz soll noch manches Schriftstück sich finden, wie das folgende, an Frau Anton Heim gerichtete Zettelchen:

*) A. W. Müller's Erinnerungsblatt vom Jahre 1865.

**) Keßler.

„Wollen Sie uns, das heißt Vierling, Donop,*) Lehsten heute Abend und einen Punsch obendrein haben, so lassen Sie mich's wissen; auch könnten Sie nach Belieben drei Messerspitzen voll von guter Gesellschaft dazu bitten. Da soll es dann recht hergehen: „Juchheisa Vitum, Kopfhängen macht krumm."

G. D. S.

(Georg Dux Saxoniae.)"

Auch unser Herr von der Bettenburg war in diesem Hause ein immer willkommener und ganz harmonierender Gast. Aber wie mit Anton, so war er auch mit dem ältesten der Brüder Heim, dem Meiningen'schen Geheimerath, der zugleich ein viel geschätzter Geognost war, nahe befreundet und außerdem mit E. Wagner, Mosengeil und dem Geheimerath Donop, dem Numismatiker, — noch näher aber mit dem Staatsminister von Könitz, seinem Verwandten, der überdies eine gleiche Passion mit ihm theilte. Wie der Bettenburger seinen berühmten Park, so legte Könitz das liebliche „Jerusalem" in Meiningen an; und zu so großem Ansehen waren sie in ihrem Fache gelangt, daß in Sickler's, seiner Zeit hochgeschätztem „Obstgärtner" als Titelkupfer das Bildniß beider prangte mit der Inschrift: „Truchseß und Könitz, durch Sippschaft, Freundschaft und Liebhaberei verbunden."

Zu seinen vertrauteren Meininger Freunden aber gehörte der Fürst selbst. Jedes Jahr vom Jahr 1791 an kam er wenigstens einmal zur Burg und der Burgherr wohl eben so oft zu ihm. Als dem Herzog sein Erbe geboren wurde, bat er sein ganzes Land zu Gevatter; aber Einen mußte er noch von jenseits der Grenze herbeiziehen; denn er konnte ihn nicht missen, seinen Bettenburger Freund.

Herzog Georg starb frühe (Dec. 1803), und in der Todtenkapelle der Bettenburg errichtete der Burgherr, — neben dem Namen

---

*) Vierling war Generalsuperintendent, Donop Geheimerath.

seines lieben Justiziars, — auch seinem fürstlichen Freunde eine Gedächtnißtafel. Des Trostes bedürftig kam die Wittwe zur Burg und einige Jahre später sendete sie ihr Kind, den damals achtjährigen Herzog, dem Ritter zu (vergl. S. 143). Dieser aber, nach gutem Pathenrechte, führte den jugendlichen Fürsten in die Todtenkapelle vor das Monument seines Vaters und mahnte hier, unter eigener Bewegung, mit tiefeindringenden Worten den Sohn, den Tugenden des Vaters nachzustreben. — Die treffliche Mutter, so schrieb er noch in späteren Jahren an Fouqué, ist wirklich meine Freundin.

Auch in Hildburghausen hatte er ein fürstliches Pathenkind, den liebenswerthen Prinzen Eduard, der später bei den bayerischen Truppen in Griechenland kommandierte. — Der gute Herzog Friedrich erwies ihm alle erdenkliche Freundlichkeit, und „die durch Talente, Liebenswürdigkeit und Grazie ausgezeichnete und allgemein bewunderte Herzogin" wendete ihm ihre besondere Huld zu. Sie sprach mehr als einmal auf der Bettenburg ein, — zum letztenmal im Herbst 1815; und der Ritter berichtet darüber mit großer Freude an Fouqué: „Unsere Kronprinzeß von Bayern und die Erbprinzeß von Weilburg waren bei ihrer Mutter, der Herzogin von Hildburghausen; und da ich diese lieblichen Töchter von Kindheit auf kannte und sie mir stets gewogen waren, so stieg in ihnen das Gelüsten auf, den alten Truchseß auf seiner Burg zu besuchen, und sie und ihre Mutter und ihr Bruder Georg und der Erbprinz von Weilburg, der wackere Mann von Waterloo, und wirklich nur eine kleine Suite kamen am Sonntag Mittag."

Eine große Menschenmenge war herbeigeströmt, um die Fürstlichkeiten, namentlich „die schöne Prinzeß Theres", die künftige Königin des Landes zu sehen, und an dem Thore der Burg, wo die Menge sich drängte, empfing der Freiherr die hohen Gäste. Mit ritterlicher Galanterie bot er der Herzogin Mutter den Arm, und als diese mit freundlich bedeutsamem Lächeln abwehrend ihn nach der Tochter hinwinkte, sprach er mit seiner weithin vernehm-

lichen Stimme: „Hoheit wollen gnädigst verzeihen, so lange die Burg hier steht, hat zu allen Zeiten die Mutter den Vortritt vor der Tochter gehabt.“ *) Die Herren und Damen im bayerischen Gefolge standen in sprachlosem Erstaunen und die kleine rothwangige Kosboth, die Oberhofmeisterin der Herzogin, strahlte im Triumph. Die Kronprinzessin aber, mit dem ihr eigenen herzgewinnenden Lächeln, legte ihre rechte Hand in den linken Arm des Ritters und dieser führte die beiden Fürstinnen, die Mutter an der rechten, die Tochter an der linken Seite, durch das Thor zum Rittersaal hinauf.

Am anderen Tage schieden die hohen Gäste mit herzlichem Danke vom Ritter.

Patriarch und Ritter.

Coburg, das dem Ritter am fernsten stand, lag ihm am nächsten. Weiterhin aber, der Route zu den anderen fürstlichen Residenzen entlang, lag zunächst an Coburg das winzige Rodach. Und so oft der Ritter auf seiner Fahrt durch das Städtchen kam, lenkte der Kutscher ungeheißen mit hellem Peitschenknall von dem Marktplatze ab in die Sackgasse, an deren Ende die Superintendentur lag.

Der Patriarch von Rodach war, wie wir schon angedeutet, des Ritters ältester Freund.

Als der Junker, von seiner großen Kavalierreise zurückkehrend, nach Untersiemau zu seiner Könitz'schen Verwandtschaft kam (1774), traf er hier den Hofmeister des Hauses, — und Junker und Kandidat, in gemeinsamem Jugendfeuer die Schranken des Standes-

*) Die Herzogin, als Prinzessin eines großherzoglichen Hauses, führte das Prädikat „Hoheit“, und ihrer Tochter, der Kronprinzessin, kam das Prädikat „Königliche Hoheit“ und nach unzweifelhafter Etikette der Vorrang vor der Mutter zu.

unterschiedes vergessend, schlossen sich in inniger Freundschaft an einander. Bald zwar trennten sich ihre Lebenswege wieder. Denn während der Kandidat nach dem bescheidenen Diakonate in Rodach und von da aus nach der etwas vornehmeren Hofpredigerstelle in Coburg zog, machte der Kavalier als Garde-Offizier in Cassel seine Laufbahn, und nur hie und da führte ein gelegentlicher Besuch in der Heimath oder brieflicher Austausch ihn zum Freunde zurück. Als aber der Reitermajor auf seiner Burg dauernd sich niedergelassen und der Patriarch in dem 3 bis 4 Meilen entfernten Rodach seine Hütte aufgeschlagen hatte, verging wohl kaum ein Jahr, in dem die Freunde sich nicht sahen. Hohnbaum, der rüstige Reiter, kam gewöhnlich zu Pferd, mitunter aber auch zu Wagen mit Weib und Kindern, so viel ihrer die Kariole zu fassen vermochte, zu Tage und Wochen langem Aufenthalt. Und zwischenhin verkehrten die Freunde in ununterbrochenem Briefwechsel. — So vertraut aber war diese Korrespondenz, daß die Erben Hohnbaum's nach dessen Tode sich (vielleicht in übertriebener Gewissenhaftigkeit) für verpflichtet hielten, sämmtliche Briefe des Ritters („ganze Körbe voll") den Flammen zu opfern. Nur vereinzelte Reste sind durch Zufall gerettet worden und konnten für unsere Darstellung benutzt werden.

In den Briefen an Fouqué aber, die sich gedruckt finden, hat Truchseß seines „alten, ehrwürdigen, immer lieblich jugendlichen Hohnbaum" oft und innig erwähnt, in diesen und jenen Dingen auf sein Urtheil sich berufen und hie und da Hohnbaum'sche Gedichte in Abschrift beigelegt.

Der Patriot.

Ein Mann von so echtem deutschen Schrot und Korn, wie unser Ritter es war, — ein Götz von Berlichingen, der den Dichter der geharnischten Sonette in seiner Burg liebend hegte, — er mußte wohl ein Herz voll starker Vaterlandsliebe haben. Und in

der That zieht sich diese Liebe durch sein ganzes Leben, — ziellos, als es noch kein deutsches Vaterland gab, und in jugendfrischer Begeisterung aufflammend, als Deutschland in Waffen zu einem großen Vaterlande sich aneinander schloß. Seine Begeisterung flog nicht den Erfolgen voraus, wie dies wohl seinem geistlichen Freunde in Rodach begegnete, aber um so mehr erfreuten ihn die Erfolge selbst.

Im Januar 1814 schreibt er an den Sohn dieses Freundes (denn auch mit dem Sohne, dem Arzt, stand er in Korrespondenz): „Ich hatte das Haupt wieder sinken lassen. Aber als nach diesem die Preußen wieder so recht mit wahrer Gotteskraft dreinschlugen, wie oft gedachte ich da nicht meines lieben wackeren, biederen Propheten Hohnbaum's, und nun vertraue ich seiner Seherkraft ganz, denn Gott ist wahrlich mit uns!" — Und als drei Neffen des kinderlosen Freiherrn als Freiwillige auszogen, schrieb er darüber an Hohnbaum: „Mir altem, blindem Kerl, der nur noch zu einem Schanzkorps tauglich ist, hat das Benehmen der jungen Truchsesse gewaltig zugesagt; ich kann sagen, daß ich so recht mit Freuden und Dank gegen Gott alt geworden bin." — Und später: „Aus drei ganz verschiedenen Quellen, die alle rein und lauter sind, erfuhr ich, daß sich nach dem Frieden über Deutschland ein ganz neues Leben und Treiben verbreiten würde, das sich aber mehr auf das Wohlsein der Völker, als die seitherige Despotie der Fürsten hin beziehen solle, und daß es so werden solle und müsse, daß auch dem Geringsten und Aermsten nicht mehr sein Recht verkümmert werden könne. Gott spreche dazu so recht sein Amen!"

Ueber Bayerns undeutsche Politik ist er betrübt und erbittert; aber „der echt deutsche wackere Kronprinz Ludwig und die künftige Königin, deren echt deutsches Wesen er bei ihrem Besuche auf der Bettenburg auf einem traulichen Spaziergang durch die Anlagen erkundet", geben ihm die beste Hoffnung für die Zukunft.

Wie er an Rückert's patriotischen Liedern sich erfreute und daß er ihn ermunterte, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren,

ist aus einer Stelle des „Hochzeitlieds“ ersichtlich, in der Rückert zum Ritter spricht:

Du hast seitdem von mir gefodert,
Seit Deutschlands Muth in Freiheit lodert,
Zu setzen meinen stillen Sang
An dieser Zeiten raschen Drang,
Vielfach mit kriegerischen Tönen
Die Helden unsres Volks zu krönen.
Gehorsam hab' ich das gethan
Und werde bald mich zu dir nahn,
Dir einen vollen Kranz*) zu reichen
Von blut'gen Blumen ohne gleichen.

Zwar hatte der jüngere Hohnbaum ihn abgemahnt, dem ausgetobten Sturme hintennach patriotische Kriegslieder zu dichten, und gemeint, das Publikum werde nunmehr lieber friedliche erotische Poesie lesen. Aber Rückert antwortete (18. Oct. 1814): „Was Sie mir schreiben, macht mich sehr nachdenklich; aber Ihre Besorgniß der Langweiligkeit schreckt mich nicht ab. Wem ist es langweilig, zu triumphieren? Das kann man alle acht Tage von neuem. Und das Gefühl des Triumphs, gemischt mit einigen aufregenden Bitterkeiten, will ich mit Gottes Hülfe nun noch durch eine weit größere Sammlung vaterländischer Gedichte zu Tage fördern. Ich denke, wenn ich, der ich mit nichts weniger als besonderer Empfänglichkeit für Vaterlandsgefühle ausgestattet bin, die Begeisterung des Schaffens für mich zu erhalten vermag, so müssen Leser, denen ich wenigstens eben so viel Vaterlandssinn zutrauen muß, auch das Lesen aushalten können. Anders wäre es, wenn ich ein ganz besonderer Enthusiast in diesem Fache wäre; dann wäre leicht zu besorgen, ich möchte weniger fieberischen Nerven des Publikums zu viel Erregbarkeit zutrauen. Sehen Sie zu, ob da ein Trugschluß drin verborgen steckt. Ich schließe von meinem Interesse auf das der Leser; daß ich das thue, daran sind Sie

*) Kranz der Zeit, Stuttgart 1817.

selbst schuld, weil Sie mir durch Ihren Beifall Zutrauen auf mich selbst eingeflößt haben, ich müßte denn wirklich behext sein. Es ist wie durch einen Zauberschlag die ganze romantische Feenwelt vor meiner Phantasie versunken und die der Wirklichkeit aufgestiegen; diese steht glänzend auf der Scene und nur die Streiflichter von jener spielen vom Horizonte darüber her. Ich kann nicht anders, ich muß der Zeit noch ein Opfer bringen. Ob sie mich dann vielleicht loslasse und der Romantik wieder überliefere, steht zu wagen. — Uebrigens glaube ich im Ernste, daß Sie, Ihr Vater und Truchseß mehr Freude an mir haben, als ich selbst je werde haben können."

Rückert dichtete, seinem Vorsatze treu, weiter und weiter vaterländische Lieder; aber die Befürchtung seines Freundes ging in Erfüllung. Seine deutschen Gedichte und der noch mehr verspätete „Kranz der Zeit" fanden trotz ihrem patriotischen Feuer und ihrer hohen poetischen Schönheit nur eine kühle Aufnahme und gingen gewiß eben nur deshalb so still vorüber, — weil sie verspätet kamen.

Der dunkle Abend.

Während der Ritter mit frohem Jugendmuthe des neu erwachenden Völkerlebens sich freute, lagen Schatten auf seinem eigenen Leben. Wie sonst haust er auf seiner Burg, wie sonst schreitet er aufrecht, mit festem Tritte durch seinen geliebten Park, allen Windungen folgend, über schmale Stege hin, rohe Felsstufen auf und ab; aber die gewaltige Gestalt — ist ein halbblinder Mann. Wie sonst leitet er seine Gäste durch die Anlagen und liest ihnen die Inschriften vor; aber er würde die Schriften nicht lesen können, wenn sie nicht schon lange seinem Gedächtnisse eingegraben wären. Er, der unablässige Raucher, schlägt mit Stahl und Stein sich Feuer, aber seine Geruchnerven, nicht seine Augen lassen ihn wahrnehmen, ob der Schwamm gezündet hat.

Im hellen Sonnenlicht ist sein Auge geblendet, nur im Schatten der Wolken oder im Morgen= und Abend=Zwielicht vermag er noch Blumen und Blüthen in seinem Garten zu sehen und bei gedämpfter Beleuchtung mit einem Schirm vor den Augen Billard und Whist zu spielen. — Er lebt in seinen Büchern und in unermüdlicher Korrespondenz mit seinen Freunden; aber seit seinem fünfzigsten Jahre vermochte er nicht mehr zu lesen und zu schreiben. Ein Diener und in späteren Zeiten der würdige Pfarrer Eller von Manau waren seine Vorleser und Schreiber. Nur seinen Namen Truchseß zeichnete er noch mit markigen großen Zügen unter seine Briefe.

Und der Mann, der auf die leisen Stimmen der Natur lauschte, in dessen Seele die zartesten Saiten der Poesie anklangen, — er, der liebenswürdige Gesellschafter, war ein halb tauber Mann. Nur deutlich artikulierte, aber nicht überlaute Rede vermochte er zu verstehen.

So traf ihn Rückert und sprach zu ihm im Hochzeitlied:

Die Leuchte deines Augs erbleicht,
Und deines Ohres Hörkraft weicht.
Noch leitet auf den alten Pfaden
Dich die Gewohnheit ohne Schaden;
Doch mit dir altert dein Gebiet,
Wie seinen Herrn es altern sieht.
Es lösen sich die Eichenbrücken
Allmählich übern Fluß in Stücken;
Es wird die graue Lattenbank
Vor morschem Alter schwach und krank;
Es lassen die gewölbten Hallen
Den Mörtel, der sie kittet, fallen,
Die hohen Bäume, alt wie du,
Sehn kahlen Haupts dem Himmel zu;

Und selbst die jungen Stämme trauern
Aus Furcht, dich selbst zu überdauern.

Und du in deiner Einsamkeit,
Umwandelt von dem Sturm der Zeit,
Wie richtest du von deinen Trümmern
Dich stolz auf, die dich nichts bekümmern,
Ein nachgebliebner Säulenschaft
Aus früheren Jahrhunderts Kraft,
An dem die Fluth der Zeiten naget,
Ihn zu zerstören doch nicht waget.
Ob deinem Auge fehlt das Licht,
Ist Herz und Geist umdüstert nicht;
Nach Außen mit erloschnen Sinnen,
Lebt heilges Feuer dir nach Innen.
Mit Ruhe deiner selbst bewußt
Stehst du, mit freigehobner Brust,
Mit fest getragenem Genicke,
Zufrieden segnend dein Geschicke.

Welch' ist denn nun die Wunderkraft,
Die solcherlei Ersatz dir schafft,
Die solche Mittel dir gegeben,
Daß nicht verarmen kann dein Leben?
Das ist die Liebe höhrer Art,
Die sich nicht geizig einem spart,
Die ihre Schätze reich verschwendet,
An eine ganze Welt verwendet,
Die hat mit ihrer Zauberhand
Gestrickt ein weit umfassend Band,
Das mit Geliebten ungezählet
Zu allen Stunden dich vermählet . . .
Einsiedler in dem Eichenhain,
Du bist wahrhaftig nicht allein.

Was lebt im Guten und im Schönen,
Hast du zu Töchtern und zu Söhnen,
Ja alles, was gelebt einmal,
Ist dir in der Lebend'gen Zahl,
Und alles, was wird künftig leben,
Ist dir im Voraus auch gegeben.

Bräutliche Klänge.

Die Schatten des dunklen Abends zu zerstreuen, ging auf der Burg des Ehelosen auch noch die Morgenröthe einer jungen Liebe auf.

Der Sommer las die bunten Farben
Der Fluren schon in bleiche Garben,
Und auf den grünen Wiesenaun
Ward auch das zweite Heu gehaun;
Da scholl zur damals stillen Feste
Der laute Ruf: Es kommen Gäste!
Ich, der ich dort gewesen, schlich
Davon mit meinen Musen mich
Und sah im Busch noch, wo ich lauschte,
Wie mir der Zug vorüber rauschte.
Die Damen, die der Wagen trug,
Konnt' ich nicht sehen nah genug.
Sofern ich schicklich es erachtet,
So hätt' ich näher gern betrachtet
Die eine, die mir unbekannt,
Ein Fräulein aus dem Schwabenland.
Doch vor der rollenden Karosse
Sah ich wohl reiten auf dem Rosse,
Und kannt' ihn auch, wie wohl er fern,
Den jungen Neffen des alten Herrn,
Der vor den Damen reitend, ihnen
Zum Ehrenführer schien zu dienen.

Der Zug fuhr in den Burghof ein,
Ich aber ging davon allein,
Und in Gesellschaft unadliger Rechen
Half ich im Wiesengrund Grummet brechen. —
Daß ich nicht dort war, hat gereut
Mich tausendmal seitdem bis heut;
Ich würde dann von den Geschichten
Euch viel anschaulicher berichten.

Als in des Schlosses größtem Saal
Das wohlbesetzte Mittagsmahl,
Dem fast das Warten schlecht bekommen,
War von den Gästen eingenommen,
Verfügte die Gesellschaft auch
Auf den Spaziergang sich nach Brauch
Und machte, von des Burgherrn Munde
Belehret, durch sein Reich die Runde.

Da ließ sich wohl vom alten Herrn,
Wie blöd auch seines Auges Stern,
Das Schwabenfräulein mit dem Neffen
Auf manchem Blicketausch betreffen,
Auf Hin- und Widerreden und Neigen
Und anderem freundlichen Bezeigen.
Was soll't er draus viel Arges machen?
Das sind gewohnte Jugendsachen.

Doch als man durch Umschweife viel
Nun war gekommen zu dem Ziel,
Wo stehet auf der schönsten Stelle
Gebaut die einsame Kapelle,
O Schwabenfräulein sieh empor,
Was steht für Prüfung dir bevor,
Wenn wirklich in dein Herz schon weiter
Ist eingedrungen dein Begleiter!

Der Burgherr nicht den Brauch vergaß
Und an der Wand die Inschrift las.
Das ist dein Glück, daß seine Augen
Nicht in dir selbst zu lesen taugen;
Sonst hätt' er auf den Eindruck acht,
Den in dein Herz die Inschrift macht.
Hör' die bedeutungsvollen Namen
Doch an, die hier zusammenkamen
An so bedeutungsvollem Ort,
Und denke, daß ja wohl, was dort
Sich paarte vor vierhundert Jahren,
Heut noch einmal sich könnte paaren.
Das treue Weib, von dem hier steht,
Hieß von Seckendorf Margareth.
Und ebenso bist du geheißen,
Des darfst du wohl dich glücklich preisen;
Und jener Ehherr, dem in Treu'
Ward dieses heilige Gebäu
Von deiner Ahnfrau unterhalten,
Nennt sich von Truchseß Dieterich, den alten.
Der Neffe, dein Begleiter, sprich,
Heißt er nicht Truchseß Dieterich?
Und daß er eben heißt der junge,
Hemmt wohl die Neigung nicht im Schwunge.

Ich weiß nicht, ob wohl solcher Art
Etwas von dir empfunden ward,
Als auf verhängnißvoller Stelle
Du standest vor der Waldkapelle,
Als sorglos dir zur Seite stand,
Mit keiner Fackel in der Hand,
Doch vor dem Aug' wohl eine Binde,
Der Greis, der jetzt statt Amors blinde,

Der, als vorbei sein Dolmetschamt,
Nicht wissend, wie er dich entflammt,
Von selbem Ort dich führte weiter
Sammt seinem Neffen, dem Begleiter. — —

Um Mitternacht, als alles schlummert, erhebt die Ahnfrau sich aus der Waldkapelle; im Schlafgemach des Neffen erscheint sie und in dem der Nichte, vermittelt die Bewerbung hier und dort und tauscht die Ringe. Von den süßen Träumen der Nacht umfangen, kommen beide des Morgens zur Gesellschaft.

Allein der Neffe, der im Schlaf
Die Bräutigamsentschließung traf, —
Obgleich sein Brand gar nicht gering,
Schwieg doch, bis es zum Abschied ging,
Und keine Silbe kund nicht that er,
Dem Oheim weder, noch dem Vater.
Er schwieg, bis man zu Wagen stieg;
Doch stieg er mit zu Roß und schwieg;
Und als man wieder ausgestiegen,
Da hat der Neffe noch geschwiegen,
Bis daß ein andrer Wagen kam
Und schweigend wahr der Neffe nahm,
Daß drein das Fräulein wollte steigen
Und fahren, — da brach er das Schweigen.
Der Wagen wär' ins Schwabenland
Mit seinem Fräulein sonst gerannt,
Nicht achtend seines Herzens Pochen,
Hätt' er sein Schweigen nicht gebrochen.

Wie nun berichtigt also fort
Der schwere Handel ward am Ort,
Und was ins Mittel sich geschlagen,
Das kann ich nicht in Reimen sagen.

Der Oheim aber, dessen Dach
Geherbergt seines Neffen Ach,
Hätt' auch in Träumen nicht geahnet,
Wozu ein Traum den Weg gebahnet.
Drum als geleert nun war sein Schloß
Vom Wagen und des Neffen Roß,
Setzt er sich ein zur Badereise
Und dacht' an nichts, nicht laut noch leise.
Da scholl die Wunderfrage schon
Ihm auf der ersten Station,
Und scholl verdoppelt auf der zweiten,
Und scholl zuletzt von allen Seiten:
„Herr, ist es wahr, was man erzählt,
Daß sich dein Neffe hat vermählt?"
Und er, der ja davon nichts wußte,
Verneint' es ernstlich, wie er mußte.
Und wohl verneint hätt' er's bis jetzt,
Wär' ihm sein Amtmann selbst zuletzt
Nicht nachgeeilt mit dem Berichte:
Du hast, o Herr, nun eine Nichte.
Da fielen von des Auges Strahl
Ihm erst die Schuppen auf einmal,
Daß er sah klärlich vor sich stehen,
Wovon er keinen Strich gesehen.
Schnell stieg er ein und fuhr nach Haus
Und dachte sich die Hochzeit aus.

Die Entführung.

Vor dem Residenzschlosse in Hildburghausen standen zwei vierspännige Reisewägen zur Abfahrt bereit, — auf jedem Sattelgaule ein Postillon in voller Galla mit flatterndem Federbusch; und vor und hinter den Wägen ordnete sich eine bunte Kavalkade: gold=

betreßte Hofherren, halb uniformirte Räthe und Assessoren mit großen Stürmern auf dem Kopf, und ehrsame Handwerker in höchstem Sonntagsstaat. Alle Miethklepper der Stadt waren requiriert, zahme Bauers- und Müllersgäule der Umgegend bittweise geliehen und bestens aufgeputzt.

Im Thore des Schlosses erscheint die herzogliche Familie, — sie geleitet die älteste Tochter, die Prinzessin Paul, die nach längerem Besuche von ihren Eltern scheidet, um nach Würtemberg zurückzukehren. Thränen standen allen im Auge; denn man nahm damals nicht so leicht und fröhlich von einander Abschied, als jetzt.

Die Posthörner schmetterten und der Zug setzte sich in Bewegung. Markt und Straße waren mit Menschen gefüllt, die Stadtjugend trottierte neben den Reitern und Wägen her und aus den dicht besetzten Fenstern sah manche zärtliche Frau mit Besorgniß auf ihren Ehemann herab, der mit geborgten Lederhosen und Kanonen im Sattel schwankte. Nur Einer des Zugs, in glänzender Oberforstmeister-Uniform, ließ sein edles Thier in kühnen Sätzen kourbettieren. Es war der verwegenste Reiter, der je geritten, und dieser Verwegenste war der Sohn des Truchseß von Bundorf und der Neffe unseres Ritters von der Bettenburg. Das Komitat galt der geliebten Fürstentochter; er allein ritt nicht bloß der Prinzessin zu Ehren, sondern mehr noch der Braut, dem blonden, zarten Schwabenfräulein.*)

Nach einer Stunde Wegs hatte das Komitat sein Ziel, die Coburger Grenze, erreicht. Die Reiter kehren um; — die Fürstin soll noch an demselben Tage in Bamberg mit ihrem Gemahl zusammentreffen, der bis dahin ihr entgegenreiste.

Es war ein trüber Abschied gewesen, und mit geheimer Aengstlichkeit harrte man am Hofe auf die erste Nachricht von der weiteren Reise der Prinzessin.

---

*) Charlotte Margaretha von Seckendorf war Hofdame der Herzogin Paul und mit ihr schon 1813 in Hildburghausen gewesen.

Aber man harrte vergeblich! — Das Schwabenfräulein hatte dem alten Herrn versprochen, daß sie alsobald an ihn schreiben wolle; aber der alte und der junge Herr warten vergeblich. — Bald genug indes trifft in Hildburghausen ein Abgesandter von Stuttgart ein, um im Auftrag des höchlichst erzürnten Königs nach der Prinzessin zu fragen. Der Hof geräth in Bestürzung; der Gesandte eilt nach Stuttgart zurück und es werden nun von dort alle Mittel in Bewegung gesetzt, um mit möglichster Vermeidung eines öffentlichen Skandals die Verschwundenen aufzufinden.

Sie sind am festgesetzten Tage in Bamberg zusammengetroffen, noch in der Nacht wieder abgereist; aber schon auf einer benachbarten Station verliert sich ihre Route. Sie sind spurlos verschwunden; und mit ihnen auch das schöne Fräulein aus dem Schwabenland.

Den Eingeweihten kam die Katastrophe nicht ganz unerwartet. Der abenteuerliche und oft querköpfige Prinz Paul von Würtemberg (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Reisenden gleichen Namens) war, bald nach seiner Vermählung, bei seinem despotischen Vater in Ungnade gefallen und längere Zeit in Würtemberg (auf dem Schloß Comburg) interniert gehalten worden. Es war eine besondere Vergünstigung, daß die Prinzessin zur Vermählung ihrer jüngsten Schwester nach Hildburghausen reisen und schon im folgenden Jahr ihr elterliches Haus von neuem besuchen durfte. Als aber jetzt der König dem Sohne sogar die Erlaubniß gab, der heimkehrenden Gemahlin entgegen zu reisen, wurde man besorgt wegen des Ausgangs.

Und wirklich, — der Dank für die ungewöhnliche Gnade des Vaters war die Flucht des Sohnes. — Ohne einem seiner Begleiter oder auch nur seiner Gemahlin seine Pläne anzuvertrauen, schlich er auf weiten Umwegen und mit mancherlei Listen sich bis zur russischen Grenze durch und reiste, als er hier abgewiesen wurde, rückwärts nach Paris. Seine Gemahlin ließ er in Hanau zurück und sie folgte ihm erst später, aber nur, um kurze Zeit darauf, nach

den traurigsten Erfahrungen und Kränkungen, für immer in ihr elterliches Haus zurückzukehren. Der Prinz starb in hohen Jahren, fast ganz verkommen in Paris.

Wie nun auf jener Flucht nach der russischen Grenze unserem edlen Fräulein es ergangen, davon wissen wir nicht zu berichten. Gewiß ist, daß sie im Winter von 1814 auf 15 sich in Würtemberg wieder fand und im Frühling darauf im Geleit ihres Dietrichs und einer würdigen Tante nach Hildburghausen kam, um dort ihre Vermählung zu feiern.

Die Hochzeit.

Als nun der Winter seine Bolzen
Verschossen, und der Schnee geschmolzen,
That seinen ersten Frühlingsgang
Der Burgherr seinen Wald entlang,
Hin zu der heiligen Kapelle
Und sah sich nun an Ort und Stelle.
Da war ein ungewohntes Licht
Zu sehn auf seinem Angesicht;
Und fehlen konnten nicht die Schlüsse,
Daß er was sonders sinnen müsse. — —
Indes der Neffe mit Bedacht
Nun ungesäumt die Anstalt macht,
Um vor dem Hofe nach Gebühren
Sein Schwabenfräulein heimzuführen.
Hat er nur erst sein Haus gewählet,
So ist er bald mit ihr vermählet.
Nun freuet männiglich am Hofe
Sich, von der Dame bis zur Zofe,
Weil es doch geben muß ein Fest,
Wo solch ein Paar sich trauen läßt.
Der Lenz, um auch nichts zu versäumen,
Wo Groß und Klein von Festen träumen,

Fährt schleunig ein zur Residenz.
Ein trifft das Fräulein mit dem Lenz.
Nun wird ja wohl die Rechnung treffen,
Nun traut das Fräulein man dem Neffen.
Da macht der Oheim von der Burg
Den Strich die ganze Rechnung durch;
Er weiß die Karten so zu mischen,
Dem Hof die Hochzeit wegzufischen.
Den Plan, den er sich angelegt,
Hat er so ganz geheim gehegt,
Daß niemand anders darum wußte,
Als nur die Ahnfrau, die es mußte,
Die's im Vertraun an mich verrieth,
Als sie bestellt das Hochzeitlied.
Am schönsten Tag, wie im Gewimmel
Von Licht und Glanz vom dritten Himmel
Der Frühling einen zur Erde senkt,
Wenn er ein Fest zu halten denkt,
Kommt, wie von ungefähren Sachen,
Dem Oheim den Besuch zu machen,
Der Bräutigam mit seiner Braut,
Der gar nicht vor was Argem graut,
Zur Burg gefahren in offenem Wagen.
Da kommen noch andere Gäste getragen
Zugleich von anderen Seiten daher, —
Kein rauschendes ungeladenes Heer;
Sie sind geladen zugleich mit dem Neffen
Und scheinen von selber zusammenzutreffen.
Verwandte sind es, die zusammen
Aus eines Hauses Alter stammen, —
Truchsesse, die benachbart hausen
Im alten Stammsitz von Wetzhausen,
Und der in Bundorf führt das Ruder
Des Bräut'gams Vater, des Burgherrn Bruder,

Der seinen Pfarrer mitgenommen,
Der sonst auch pflegt mit ihm zu kommen.
Ob er jetzt kommt aus eignen Gründen,
Läßt sich im voraus nicht verkünden.
Was mischt in der Gesellschaft Reihn
Sich ahnungsvolles Schweigen ein,
Als kämen Geister eingetreten,
Der alte Diez mit Margarethen?
Der Burgherr wählt den Augenblick,
Führt die Gesellschaft mit Geschick
Hinaus, die sich nicht lässet mahnen,
Zu wandeln durch des Waldes Bahnen;
Er führt auf dem gewohnten Gang
Sie schweigend seinen Wald entlang,
Bis sie gekommen sind zur Stelle
Und schweigend stehn vor der Kapelle.
O Burgherr, welch ein Schauer blitzt
Durch deines Herzens Tiefen itzt
Und gießt dir deine Jugend wieder
Durch deine greisen Riesenglieder?
O Braut, was weht für ein Gefühl
Dich an aus diesem heil'gen Kühl,
Wo Morgenstrahlen, aus den Gittern
Des Laubs, der Kirche Dach umzittern?
Ist's schütternde Erinn'rung nur
Des, was dein Herz schon hier erfuhr?
Sind's Ahnungen, die ihr sich paaren
Von mehr noch, was du willst erfahren?
Das Kirchlein öffnet seine Thür
Und sein Geheimniß tritt herfür;
Gebauet in dem Hintergrunde
Steht ein Altar zum heilgen Bunde!
Was säumest du, bestürztes Paar?
Der Priester steht am Traualtar.

Und hohe Zeugen sind berufen,
Zu führen dich zu seinen Stufen, —
Nicht die nur, die zur Seit' euch stehn,
Ihr müßt im Geist noch andre sehn.
Der Ahnen ganze lange Reihe
Erscheint zu eures Bundes Weihe.
Die Edlen, welche Schild an Schild,
In hellen Farben, Bild an Bild,
Geordnet droben in den Gängen
Der Burg, die dort herabblickt, hängen,
Sind da in ungezählter Schaar
Und stellen sich um den Altar,
Erkennend an verwandten Zügen
Die Enkel, die die Händ' hier fügen;
Und draußen durch den Eichenwald
In kriegerischer Rüstung wallt
Der alte Götz von Berlichingen,
Des Hand ist eins mit seiner Klingen,
Ihm brüderlich zur Seite Franz
Von Sickingen im Waffenglanz.
Der edle Burgherr hat die beiden,
Die keine Macht vermocht zu scheiden,
Vorlängst versetzt in seinen Hain,
Ihr Bild geprägt auf feinen Stein;
Drum haben sie sich vorgenommen,
Zu seinem Hochzeitfest zu kommen.
Und aus dem Huttenberg herbei,
Vor seinem Monument vorbei,
Kommt auch der Ulerich von Hutten,
Der einst gekämpft mit finstern Kutten,
Und reicht dem Sickingen die Hand,
Weil er die seine treu einst fand.
O Kleeblatt, wie nicht mehr zu haben,
Ihr drei aus Frankenland und Schwaben,

Umwandelt das geweihte Rund,
Wo jetzt den feierlichen Bund
Ein Frank' und eine Schwäbin schließet;
Seid Zeugen ihrem Schwur und gießet,
Wenn lieb euch ist der Enkel Heil,
Von eurem Geist auf sie ein Theil.
Und du, o Priester vorm Altare,
Beseelt der Eifer dich, der wahre,
Scheint noch durch meiner Geister Runde
Dir nicht geheiligt g'nug die Stunde,
So ruf' auf himmlischem Gefieder
Noch heiligere Geister nieder.
Du stehst hier an der rechten Stelle;
Denn du hast von der Kindheit Schwelle
Bis zu dem Scheideweg im Leben,
Als erster Führer beigegeben,
Den Jüngling, der hier steht, geführet.
So sprich zu ihm, was Herzen rühret.
In unauslöschbar hellen Kerzen
Laß diese Stund' in seinem Herzen
Sich zünden, daß sie eine Weihe
Aufs ganze Leben ihm verleihe.
Sprich wie ein Priester aus den Zeiten,
Da es ein ritterliches Streiten
Galt für der Menschheit höchste Güter,
Mit Kraft des Leibs und der Gemüther;
Denn es sind Zeiten wieder kommen,
Wo uns dergleichen könnte frommen.
Zeig' ihm die Reihe seiner Ahnen,
Lehr' ihn, woran sie ihn muß mahnen,
Daß ihm des Adels altes Siegel
Sei eigner Tugend heller Spiegel;
Und daß ihm nicht das Vorbild fehle,
So zeige zwei ihm, daß er wähle, —

Den Oheim dort, in dem erneuet
Die Vorzeit ihres Bilds sich freuet,
Den eignen Vater hier, hinwieder
In eignen Kreisen brav und bieder.
Nun möget ihr den Segen beten,
Du alter Dietrich mit Margrethen;
Entschollen ist das Ja den beiden,
Und Menschen sollen sie nicht scheiden.
Nun rühret euch, ihr Nachtigallen,
Und laßt den Hochzeitreigen schallen;
Ihr Zweige, schlaget euch im scharfen
Getön des Windes, selbst als Harfen,
Als Lauten, Zithern und als Flauten,
Und spielet heim die zwei Getrauten.
Ihr Winde, laßt es euch nicht reuen,
Hier Blumen auf den Weg zu streuen;
Fürs erste mögt ihr die Violen,
Die gegenwärtig blühen, holen;
Dann holet auch die künftgen Rosen,
Doch nehmet nur die dornenlosen;
Ja bringt im voraus auch die Nelken,
Wo möglich solche, die nicht welken.
Die Rosen, wenn ihr wollet warten,
Erblühn hier in des Oheims Garten;
Die Nelken, wenn ihr euch wollt üben,
Stehn in des Vaters Garten drüben.*)
So kann dem Paar der Kranz nie fehlen,
Da es kann unter beiden wählen.

*) Nelkenzucht war des Bundorfer's, Rosenzucht des Bettenburger's Passion. Vergl. Rückert's Rosenlied, Ges. Ged. II, 424, ges. Werke II, 128.

Ein Dichter aus dem Schwabenland.

Im April hatte auf der Bettenburg der Dichter einem Schwabenfräulein das Hochzeitlied gesungen; im Monat darauf wurde ein Schwabensänger des Burgherrn Gast und Rückert's Freund. Er kam, von Wangenheim empfohlen, und wäre auch ohne diese Empfehlung willkommen gewesen; denn es war — Gustav Schwab, der die „deutschen Gedichte", Rückert's erstes Werk, mit beifälliger Beurtheilung in die Welt eingeführt hatte. Er selbst erzählt uns von seinem Eintritt in die Burg:

Vom mühsamen Bergsteigen erhitzt tritt er in den Burghof ein und kleidet im Hause des Försters sich um, und als er nun aus den Fenstern zur Burg hinüber schaut, sieht er einen großen bleichen Jüngling, vom Kopf bis zu Fuß schwarz altdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen, bis zu den Schultern niederwallenden Locken aus dem Burgthor hervorschreiten. Ein Blick in die nicht großen, tief liegenden, funkelnden, braunen Augen überzeugt ihn, es müsse Rückert sein. Er eilt zur Thüre hinaus auf ihn zu; und als er seinen Namen nennt, umarmt ihn Rückert und führt ihn „unter gegenseitigen herzlichen und wirklich auch seinerseits sanften Begrüßungen, wie er es seinen herben Gedichten nach kaum gehofft hatte", das Schloß hinauf in den geräumigen Speisesaal, um hier den Burgherrn nach seinem Mittagsschlaf zu erwarten. Sie brauchten nicht lange zu warten, — die Thüre ging auf und der Greis, die Tabakspfeife im Munde, trat herein, strengte mit seinen halbblinden Augen sich an, den Gast zu erkennen und fiel, als er seinen Namen hörte, „mit ganz jugendlichem Feuer ihm um den Hals, ihn aufs Innigste küssend und herzend, gleichsam um ihm seinen warmen Dank für das Lob seines Freundes Reimar auf die Lippen zu drücken."

Schwab wundert sich, daß Reimar doch gar nicht der schroffe Mensch sei, wie er ihn sich gedacht. Nur das dünkt ihm auffällig,

daß sein Spott und seine Ironie, wenn auch nie ohne Gutmüthigkeit, selbst an sehr lieben Freunden sich auslasse und sogar den alten Ritter nicht ganz verschone; aber der gute Schwabe weiß freilich nicht, daß in ganz Thüringen bis nach Franken hinein die „Necklust" ein gar fröhlicher und gar nicht böslicher Charakterzug der Bevölkerung ist. — Mit Recht aber rühmt er den alten Burgherrn, der ganz und gar ohne Arges sei und ein gar weites Herz für alles auch nur halbwegs Gute habe. „Wie kräftig", sagt er, „ist des alten Ritters Liebe zum Guten, mit wie warmer, mächtiger Rede ficht er es durch, welch einen Schatz von Liebe und Herzensgüte hegt er in seinem treuen Herzen, wie gottergeben ist sein Alter. Wenn er einen recht schönen, besonders einen christlichen Zug von einem Menschen erzählt, wenn er ahnend und hoffend in die Zukunft blickt, so regt und bewegt sich sein ganzes Wesen; seine Muskeln arbeiten, und doch löst sich dieser Kampf am Ende in eine wohlthätige Ruhe auf, daß er still, ohne ermüdet zu sein, niedersitzt, während ihm Thränen in den verdunkelten Augen stehen."

Schwab blieb, mit seinem Begleiter Lempp, fünf Tage lang auf der Burg.

Bettenburger Kirschen und schöne Pfarrtöchter.

Das Hochzeitsfest war verrauscht, der Nachtigallen Sang verstummt, die Baumblüthe vorüber, der Schwabengast geschieden; und unter den Kirschbäumen, deren Früchte sich zu röthen begannen, wandelte einsam der Burgherr in tiefen Gedanken, auf die Vollendung eines ihm hochwichtigen Werks bedacht.

So vielseitig und leicht erregt war sein Interesse! Aber nichts hatte er mit solcher Liebe und so ausdauerndem Fleiße betrieben, als — die Kirschbaumzucht. Als sechzehnjähriger Marburger Student war er seinem Hofmeister davongelaufen, um die guten Kirschen der Wetterau zu kosten und zu studieren. In Leipzig und Wien hatte er seine Studien fortgesetzt und von Cassel ein großes

Sortiment von Kirschen auf die Bettenburg verpflanzt. Allmählich hatte er mit allen pomologischen Autoritäten, namentlich auch mit Thouin in Paris, eine lebhafte Korrespondenz, und einen schwunghaften Kirschbaum-Tauschhandel angeknüpft. Auch als sein Auge sich so umnachtete, daß er nicht mehr selbst zu schreiben und zu lesen und zu beobachten vermochte, gab er doch seine Lieblingsbeschäftigung nicht auf. „Da ich wußte," — so erzählt er selbst, — „daß ein blind gewordener Schweizer in seinen Bienen-Beobachtungen und Untersuchungen nicht aufhörte, sondern diese durch Menschen, denen er lieb geworden war und die er genau unterrichtet hatte, fortsetzen ließ, so blieb es auch bei mir fester Vorsatz, bei meinen Kirschenuntersuchungen im Fortschreiten zu beharren. Seit 16 Jahren hatte ich zwar das Unglück, mit drei Dienern, die zugleich meine Schreiber waren, wechseln zu müssen, doch auch das Glück, die Liebe der neuen zu gewinnen und mich ihnen verständlich zu machen; und so blieb ich, das Nothdürftige selbst nachsehend, im Fortschreiten."

Unter den Ehrentiteln, die Ernst Wagner ihm gab:

> „Fürst der Bettenburg, König der Blüthen, Kaiser der Kirschen, Hauptmann der Männer, Herzog aller deutschen Herzen —",

schien keiner dem Burgherrn so sehr zu behagen, als der „Kaiser der Kirschen". Aber die Krone seines Kirschenkaiserthums sollte ein großes Kirschenwerk werden. — Mehr als 30 Jahre lang hatte er dazu ein unendliches Material gesammelt. Doch um dieses in stetem Vergleich mit der lebendigen Sammlung zu ordnen, dazu reichte das Auge des armen Greises nicht mehr aus, und seinen Schreibern fehlte ausreichende pomologische und literarische Kenntniß. Er bedurfte zur Hülfe eines kundigen und hingebenden Freundes, und diesen fand er endlich in dem trefflichen Pfarrer Heim zu Effelder.

Zur Kirschenernte des Jahres 1815 kam Heim auf „zwei Pfarrwochen" zur Bettenburg; und weil der Ritter gewünscht hatte,

daß der geistliche Herr auch auf der Burg „sein liebliches Familienleben nicht misse", brachte er zwei seiner schönen Töchter, Friederike und Klara, mit, — und weil die lieben Kinder doch auch eine Unterhaltung haben mußten, wenn die Alten den Kirschen nachgingen, so hatte der gutherzige alte Herr vorsorglich noch einen vierten Gast zur Kirschenernte gebeten, — seinen Minnesänger von Ebern. *)

Alles machte sich ganz natürlich; und wenn der Schloßherr dabei abermals „amorblind" ist, wie im vorigen Jahr, so wird ihm das am Ende auch natürlich vorkommen. — Er war freundlich und liebenswürdig mit den schönen Pfarrtöchtern und gewann sie immer lieber. Ja, er nannte sie nur sein A und O, weil seine erste Liebe Friederike geheißen habe und sein gutes Burgfräulein Klara, auf die er lächelnd hindeutete, wohl seine letzte sein werde. Aber, mit dem Pfarrer in Kirschenbeobachtung und Manuskripte vertieft, sah er sein A und O fast nur beim Mittags- und Abendtisch; und am allerwenigsten hatte er Zeit, sich in so skrupulöse Untersuchungen einzulassen, wie sie uns an dieser dunklen Stelle der Geschichte beschäftigen.

Es ist nämlich zwar festgestellt — und unseren Lesern bereits bekannt, daß Rückert schon einmal in Effelder war, in durchnäßten Kleidern in der Schenke hinterm Ofen saß und beim Weiterwandern, nach den Fenstern des Pfarrhauses gewendet, unbekannter Weise mit des Pfarrers Rickele einen Gruß gewechselt hatte.**) Was aber den Fortgang der Geschichte betrifft, so werden wir durch geradezu sich widersprechende Berichte in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Von einer Seite her, von der lieben Frau Hof-

*) Diese Zusammenkunft auf der Bettenburg erfolgte nicht 1814, wie sich anderswo gedruckt findet, sondern (nach Truchseß's Bericht im Kirschenwerk) im Jahre 1815. Auch in anderen Punkten stimmen meine Ermittelungen über Rückert's Verhältniß zu Friederike mit den im „biographischen Denkmal" gegebenen Berichten nicht überein.

**) Vgl. S. 20.

rath Bergner in Coburg, der schwesterlichen Freundin der Effelder Pfarrtöchter und auch Rückert's Freundin, — ist uns versichert worden, daß Friederike den Dichter schon frühe, bald nachdem der Amaryllis-Sommer entblättert war, habe kennen lernen und namentlich im Bergner'schen Hause öfters ihn gesehen habe. — Und dazu begegnet uns schon im April 1813 der Name Ricke in einem Briefe Rückert's. „Das Schicksal des Briefes an Ricke", so schreibt er an Stockmar, „freut mich als originell. Es ist ganz im Geiste meines übrigen Verhältnisses zu ihr (wenn anders der Mangel an allem Verhältniß auch ein Verhältniß ist), da ich noch in keinem Stücke Glück mit ihr gehabt habe. Ich will sie nun ganz sein lassen, da ich weder gescheide Verse an sie machen, noch gescheide Briefe an sie schreiben kann. — — Schicke mir den Brief doch zurück, daß ich selbst sehe, ob er so schlecht ist, als Du sagst und — ich Dir glaube. Oder meinst Du, so schicke ihr wenigstens ein Stück davon, etwa das Ende, worin ich um Rückgabe meiner Verse bitte, denn daran ist mir wirklich gelegen."

Im Gegensatz zu dem allem aber ist uns von den zwei Schwestern, Klara und Christel, die ein treues Gedächtniß für ihre Jugend bewahrten, übereinstimmend versichert worden, daß Friederike erst bei dem Kirschenbesuche auf der Bettenburg den Dichter habe kennen lernen.

Wir wissen aus diesen Widersprüchen uns nicht anders herauszufinden, als durch die, wohl nicht allzukühne Konjektur, daß Friederike, vielleicht aus guten Gründen, es vergessen hatte, von der Geschichte ihrer Coburger Begegnung den jüngeren Schwestern zu erzählen, und daß diese also in gutem Glauben sagen konnten, Friederike sei zuerst auf der Bettenburg, unter den Augen ihres Vaters, dem Dichter von Ebern begegnet.

Sicher scheint es zu sein, daß erst auf der alten Burg die junge Liebe in Flammen aufschlug und daß die jungen Leute schon nach wenigen Tagen so vertraut mit einander waren, als wenn sie, wer weiß wie lange, sich kennten.

Rückert begleitete die schönen Schwestern durch Flur und Forst, und wenn sie im Waldesschatten oder auf einem der reizenden stillen Plätzchen im Parke ruhten, so las er ihnen aus schönen Büchern vor, namentlich Grimm'sche Mährchen, und erzählte ihnen auch selbst erdichtete Feengeschichten. Zwischenein aber trieben sie alle erdenkliche Kurzweil und je länger je mehr fast ausgelassenen Muthwillen. In den Familienaufzeichnungen des Heim'schen Pfarrhauses wird ausdrücklich bemerkt, daß die beiden Schwestern die Tage von der Bettenburg zu den glücklichsten ihres Lebens zählten.

Es würde manchem schwer geworden sein, zwischen den schönen Schwestern zu wählen, — der blühenden Klara in ihrer unbewußten Liebenswürdigkeit und der von Geist und Leben strahlenden Friederike, in der jene unbeschreibliche „Naivetät mit Bewußtsein", die Göthe an seiner Friederike rühmt, sich zu wiederholen schien.

Friederike, so berichten die Zeitgenossen, war wunderbar schön. Ueber ihr sonnenhelles Auge aber flogen damals hie und da leise Schatten der Wehmuth hin. — In zartem Alter schon hatte sie in ihrem Herzen mit halbem Bewußtsein eine Liebe gehegt.

Vom Kopf bis zum Fuß hatte in jener Zeit das fröhliche Kind in Grün sich gekleidet und ihr Liedchen getrillert: „Grün sind alle meine Kleider, weil mein Schatz ein Jäger ist." Jahre lang dauerte diese Liebe, aber endlich entsagte ihr Friederike, um den Geliebten mit dem Willen seiner adelstolzen Eltern zu versöhnen. — Rückert kannte ihre Vergangenheit, aber sie irrte ihn nicht.

Die „zwei Pfarrwochen" auf der Bettenburg entflohen allen nur allzuschnell. Als aber der mit pomologischen Werken und Manuskripten schwer bepackte Reisewagen vor dem Schloßthore stand und der Pfarrer mit seinen Töchtern Abschied nahm, verstand sich's von selbst, daß er auch dem jungen Dichter die Hand schüttelte und ihn freundlichst einlud, einmal im Effelder Pfarrhause einzusprechen.

Das Effelder Pfarrhaus.

Ueber waldige Höhen hinüber führen einsame Wege von der fränkischen Burg zu dem Dorfe Effelder, das in einem Vorthale des Thüringer Waldgebirgs an einem klaren Waldbache sich hinzieht. — Ziemlich in der Mitte des wohl aussehenden Ortes, breit vorstehend auf halber Höhe des Kirchbergs, zeigt sich ein stattliches Gebäude. Es ist das Effelder Pfarrhaus, — zu jener Zeit weitum im Lande bekannt und gerühmt.

Der Pfarrer, Friedrich Timotheus Heim, war ein Sohn jenes kernhaften und wunderlichen Solzer Pfarrers, der unbewußt und fast widerwillig der Welt sechs hochbedeutende Männer erzog, deren drei wir bereits (S. 147 u. 155) als Freunde unseres Ritters haben kennen lernen. Er war als Kandidat zehn Jahre lang Hofmeister in einem gräflichen Hause in Schwaben gewesen und hatte in diesem langen Dienste reiche Welterfahrung und feine Weltbildung sich erworben und dazu auch noch eine feingebildete Französin, die zehn Jahre lang neben und mit ihm an den gräflichen Kindern erzogen hatte und frischen Muthes ihm in die Effelder Pfarre folgte. Der alte Herr in Solz wollte zwar von der „Französin“, wie er sie nur nannte, durchaus nichts wissen, aber in späteren Jahren gewann sie auch sein Herz. Sie wurde eine rechte deutsche Pfarrfrau, sprach fließend deutsch, bald auch den guten Thüringer Dialekt, und nur wenn sie mit ihren Kindern zankte, was gewöhnlich in sehr energischer Weise geschah, machte sich ihre lebhafte Natur auf Französisch Luft.

Es wurden der Kinder viele im Effelder Pfarrhaus; zwei Söhne und fünf Töchter wuchsen in ihm heran, — alle zu aller Freude, und dazu kamen noch fremder Leute Kinder, die man dem trefflichen Pfarrer und der französischen Pfarrerin gern zur Erziehung anvertraute.

Frömmigkeit und Frohsinn wohnten im Hause. Am frühen Morgen hörte man im Alkoven neben der Wohnstube schöne Morgenliederweisen pfeifen, die der Vater, der ein Meister im Pfeifen war, erschallen ließ, wenn er mit der Mutter das schwere, von zwei Armen allein nicht zu bewältigende Bett herrichtete.

In der Wohnstube schauten, in Lebensgröße nach L. da Vinci gezeichnet, die Köpfe des Herrn und der zwölf Apostel von den Wänden herab; und zu den ernsten heiligen Bildern blickte von außen eine fröhliche Linde herein, in deren mächtigen Aesten ein Tanzboden gezimmert war und dem jungen Bauernvolk zum Ballsaal diente.

Auf der Linde hatte einst auch der Pfarrherr, als er seine junge Frau heimführte, mit ihr den Ehrenreigen getanzt; auf der Linde schwangen zur Kirchweihe am heil. Kilianstag sich die Pfarrtöchter mit den Dorfburschen im Tanz, und eine nach der andern tanzte, wenn sie Hochzeit hatte, auf den Bretern des Baumes ihren Brauttanz.

Es war ein geräumiges Pfarrhaus. Auch eine Studierstube fand sich; aber der Pfarrer zog sich nur selten in sie zurück; er war, auch mit seinen Arbeiten, am liebsten in der Familie, und seine Predigt mochte er nirgends anders studieren, als unter den Augen des Herrn und der Apostel. Er ging dann mit verschränkten Armen langsamen Schritts auf und ab und bat nur, daß die Kinder und die lebhafte Frau nicht allzu laut sein möchten. — Neben der Wohnstube aber, die Kinderstube und Kinderschule, Spinn- und Studierstube, Gesellschaftszimmer und Ausgangspunkt der viel verzweigten Haus- und Feldgeschäfte war, wird in den Familienaufzeichnungen mit fast noch größerer Wichtigkeit der Speisekammer gedacht, — nicht etwa der Speisen wegen, sondern weil sie der eigentliche Salon des Hauses war. Wenn nämlich Gäste im Hause waren und eben dieser Gäste wegen die Töchter vollauf in der Küche zu schaffen hatten, so pflegte sich die Gesellschaft in der großen hellen Speisekammer zusammenzufinden, um von hier

aus die schönen Köchinnen an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen.

Und an Gästen fehlte es nicht. Aus der Nähe und Ferne ging der Zug von Pfarr- und Amtsleuten, von hochwürdigen und hochadeligen Herren, von Weidmännern und fahrenden Studenten, zu Fuß und zu Roß oder, wenn der Winter (die Besuchzeit der Thüringer-Waldleute) die bodenlosen Wege gebahnt hatte, mit lustigem Schlittengeklingel zum Effelder Pfarrhaus.

Galt es dem heiteren, geistvollen Pfarrer oder galt es den schönen, reichgebildeten und liebenswürdigen Töchtern, oder der Küche und dem Keller des Hauses, die für eigenen Bedarf so sparsam und für die Gäste so ausgiebig waren? — Niemand fragte darnach, alle, selbst der immer wiederkehrende Papiermüller, der unerschöpfliche Anekdoten-Erzähler, waren willkommen.

Das Effelder Pfarrhaus bot „das Musterleben einer deutschen Predigerfamilie, zu deren Gastfreunden zu gehören die edelsten Bewohner der Umgegend von Franken und Thüringen sich glücklich schätzten“.*)

Die Familie selbst erkannte ihr Glück. Heim hatte Konsistorialrath in Meiningen werden sollen; aber er lehnte es ab, blieb in seiner Dorfpfarrei und lebte und wirkte hier in einfach beschränkten Verhältnissen froh und glücklich bis ans Ende seines Lebens, — „ein in sich selbst vollendeter Mann, durch die ganze Gegend als ein würdiges Vorbild seines Standes gepriesen“.

Des Dichters Einkehr und Ritterdienst.

Zu der Zeit, von der wir jetzt erzählen, war die gute Mutter der vielen Kinder schon gestorben, die älteste Tochter verheirathet und die nächste, Friederike, mit der Führung des Haushalts betraut. Sie schaltete in Haus und Feld mit Umsicht und rascher Thätig-

*) Keßler's Biographie des „alten Heim“.

keit und, wie den jüngeren Schwestern bedünkte, mit einem bedeutenden Herrschertalent.

Sehr bald nach den poetischen Bettenburger Tagen, — eines Mittags, als die Pfarrers eben sich zu Tische gesetzt und Friederike von den aufgetragenen Hefenklösen, ihrem Leibgericht, fürsorglich schon vor dem Tischgebet einen ziemlichen Berg auf ihrem Teller aufgehäuft hatte, — da klopfte es an der Thür und herein trat ein noch nie hier gesehener Gast, — der Dichter von Ebern.

Und in diesem bedeutungsvollen Momente unserer Geschichte trug sich ein höchst seltsames Ereigniß zu.

Während nämlich die Thüre knarrte, wurden von unsichtbarer Hand plötzlich zwei Teller vertauscht, so daß Friederikens hochbeladener Teller mit einemmal vor dem Platze der neben ihr sitzenden jüngsten Schwester Christel stand und dieses unschuldigen Kindes leerer Teller gerade vor dem Platze der zart erröthenden Friederike.

Indes wurde nach kurzer Bewillkommnung dem Herrn Rentamtmannsohn ein Stuhl an den Tisch gerückt und bald war er, wie die andern, mit gutem Appetit bei den trefflichen Klösen. — Ob der Teller-Eskamotierung aber mußte Friederike ihr Leben lang von den Schwestern sich necken lassen.

Der Dichter ging und kehrte wieder. Er wurde Freund des Hauses und einmal in Gefahr und Noth sein ritterlicher Beschützer.

Weit abgelegen von den Heerstraßen hatte das friedliche Effelder noch nie kriegerisches Waffengeklirre gehört, aber jetzt sollte es das noch nie Erlebte erleben. Nach dem zweiten Pariser Frieden, als bei der Heimkehr der verbündeten Heere die Massen sich drängten, wagten Kosakenschwärme sich über das wilde Gebirge und über den bisher für unpassierbar gehaltenen „Bankweg“, der ins stille Thal der mühlentreibenden Effelder führt. Die wilden Romantiker des Krieges, von denen man mit so viel Behagen in den Zeitungen las und doch das Schlimmste fürchtete, wenn sie leibhaftig im Quartier erschienen, sie kündigten jetzt sich im Dorfe an.

Der Pfarrer war schon betagt, die zwei Söhne auswärts und die vier Töchter sahen voll Angst den schlimmen Gästen entgegen. — Da erschien zu Trost und Hülfe Rückert im Pfarrhause.

Der große starke Mann in schwarzer Tracht, mit seiner gewaltigen Stimme und seinem besonnenen Muth, hielt die Gäste im Zaum und führte, während die Scharen Tage lang Rast hielten und dann durch immer neue ersetzt wurden, die Schutzherrschaft des Hauses fast vier Wochen lang. Am meisten Noth machte ihm ein hoher Offizier (Graf Tchernikoff), der die schöne Klara mit Liebeserklärungen verfolgte, sie schlechterdings mit sich nach Rußland führen wollte, ihr in Verzweiflung mehrmals sich zu Füßen warf und die erregtesten Scenen herbei führte, bis die Verfolgte endlich ganz in ihr Stübchen sich verschloß.

Daß Rückert in dieser Zeit, unter dem Waffengetöse, an seinen geharnischten Sonetten weiter geschmiedet, ist uns nicht bekannt, wohl aber wissen wir von Liebesliedern, die er sang, und von zarten Banden, mit denen einer seiner Schützlinge den Schutzherrn selbst immer fester umschlang. — Diese Bande zogen ihn immer wieder zu dem Pfarrhause zurück. Er lebte da wie ein Hausgenosse, mit allen Schwestern vertraut, fast wie ein Bruder, am vertrautesten aber mit Friederike. Er schweifte mit ihr allein durch die Fluren bis in das „Himmelreich", das freilich nicht das wirkliche, sondern nur ein also genannter Kiefernwald war; — und Abends spielte er mit ihr, zur ärgerlichen Langeweile der anderen Schwestern, Stunden lang Piquet oder Mariage. Nur für die große Linde war er ein unbrauchbarer Gast; denn er tanzte nie.

Die Bauern im Dorfe wußten indes nicht anders, als daß der große Herr aus Ebern bei Pfarrers Ricke „zu Spiel gehe und nächstens sie freien werde".

Aber über der Zukunft lagen dunkle Wolken.

Wie die Bettenburger Freunde den jungen Dichter fördern.

Das Jahr 1815 neigte sich zu Ende und drängte den Dichter in neue Bahnen.

Die Förderung, die er durch den edlen Ritter und dessen Freunde erfahren, war für ihn mehr und mehr von entscheidendem Einfluß geworden. Er, der lange, von der Welt unerkannt, zwischen Selbstbewußtsein und irrender Schüchternheit hin- und hergeschwankt, hatte Klarheit über sich und sein eigentliches Ziel und Freudigkeit zu neuem Schaffen gewonnen. Die Bettenburger Freunde hatten aber noch mehr gethan. Sie hatten auf ein umfassendes Sammeln und strenges Sichten seiner Gedichte gedrungen, selbst ihm dabei hülfreiche Hand geleistet und endlich den lange unentschlossen Säumenden mit seiner Muse auf den offenen Markt hinausgedrängt.

Heinrich Voß hatte schon im Frühling 1814, nach der Tafelrunde Willen, Rückert's deutsche Gedichte mit sich nach Heidelberg genommen und unter dem Namen Freimund Reimar rasch zum Druck befördert. Bereits am 14. Juni sendet er, mit seiner und des „theuern Ritters" wärmster Empfehlung, ein Exemplar an Fouqué; und an andere literarische Größen, an Fürstlichkeiten und sonstige Notabilitäten werden die deutschen Gedichte von den Bettenburger Freunden mit Eifer vertheilt.

Wangenheim macht für den Dichter in Würtemberg Propaganda und schreibt an Truchseß „mit hoher Einsicht und gewaltiger Achtung, über diesen Freimund Reimar", wobei er sagt: „nicht ich allein spreche, sondern alle einsichtsvollen Stuttgarter und Tübinger."

Gustav Schwab schrieb im Morgenblatt eine günstige Recension, und eine andere, ebenso beifällige, vom Grafen von Loeben (Isidorus), wird mittelst einer List des guten Heinrich Voß dem immer noch grollenden Eichstädt in seine Allgemeine Jenaer gespielt. — Jean Paul, der die Gedichte durch Hohnbaum erhalten hat

und von ihnen „begeistert ist“, verspricht eine Anzeige für die Heidelberger Jahrbücher; und endlich läßt auch Fouqué sich vernehmen, der hochgefeierte Meister der Romantik, der es verstand, ebenso von dem lockeren Heine „unaussprechlich geliebt“, wie von dem frommen Jung Stilling als „verehrungswürdiger Baron und Bruder im Herrn“ geschätzt zu werden.

Es war ein Ereigniß für die Bettenburg, als dieser Meister seinen Wahrspruch gab, indem er dem alten Herrn in wärmster Anerkennung über Rückert schrieb und auch eine Recension in den Musen verhieß. Der Ritter war so glücklich, daß er sogleich anspannen ließ und in eigener Person Fouqué's Brief nach Ebern brachte. — Auch Rückert war hocherfreut, — um so mehr, als er von seinen sonstigen Erfolgen fast noch nichts gehört hatte. „Von den Triumphen, von denen Sie mir erzählen,“ schreibt er an Hohnbaum den jüngeren, „habe ich leider in meiner Einöde noch nicht viel erfahren. Doch das ist falsch. Das Beste habe ich doch wohl, nämlich Fouqué's Brief.“

Aber es wird ihm nun schwer, seinen Dank zu Papier zu bringen. — „Ich gehe“, so schreibt er an Hohnbaum, „schon über acht Tage damit um, an Fouqué zu schreiben und kann immer nicht dazu kommen. Es thäte schier Noth, ich ginge nach Hildburghausen oder Rodach, um mir zu einem vernünftigen Briefe helfen zu lassen.“

Endlich (24. Oct. 1814) bringt er ein Schreiben zu Stande: „Schon lange stand es wie ein lichter Punkt der Hoffnung vor mir, einmal als Jünger der Kunst Sie, den Meister, begrüßen zu dürfen. Daß dieses durch die Vermittlung meines väterlichen Freundes von der Bettenburg jetzt mir möglich geworden, verdanke ich diesem fast eben so sehr, als daß er überhaupt mich mit meiner Poesie vor die Augen der Welt zu bringen unternommen hat ... Truchseß hat mich wissen lassen, wie Sie meine deutschen Gedichte aufgenommen haben. Ich heuchle keine Bescheidenheit, wenn ich sage: Recht erwogen begreife ich nicht, wie Sie aus dem Mittelpunkt

nicht nur einer eigenen unbegrenzten poetischen Welt, sondern auch eines so gewaltig bewegten öffentlichen Lebens Ihres Volkes, so stark theilnehmend herausblicken können auf das, was ich zu bieten vermag, was ja gewiß die Spuren an sich tragen muß von meiner so sehr nebenaus geschobenen äußeren Lage, die an den Herrlichkeiten der Zeit auch nur den entferntesten Antheil zu nehmen mich verhindert hat. Ja, wenn ich als Preuße das Vaterland mit hätte helfen befreien können, so würde ich einen andern Mund zum Singen aufthun." Und in Beziehung auf die versprochene Recension sagt er: „ich werde mich erst dann als ins Publikum eingeführt betrachten, wenn es von Ihnen wird geschehen sein."

Zugleich aber klagt er seine eigenen Gedichte an: „Es ist so gar übereilig mit der Zusammenstoppelung des Bändchens hergegangen, daß ich gleich acht Tage, nachdem Voß das Manuskript mit nach Heidelberg genommen hatte, es gerne zurückgewünscht hätte, um es nochmals zu sichten. Dann würde ich herausgeworfen haben, was ich jetzt leider bloß, als mir mißfällig, Ihnen anzeigen kann. Die beiden ersten Abtheilungen und die ersten zwei Dutzend Sonette sind mir noch recht. Aber alles, was nachher kommt, hat mich so geärgert, daß ich, um das Aergerniß wenigstens nicht vor Augen zu haben, es in meinen Exemplaren, so viel ich deren noch hatte, herausgerissen habe. Was gäbe ich darum, wenn ich es in allen hätte thun können!"

„Nun aber", fährt er fort, „muß ich schon wieder Truchsessens Namen als Schild vorhalten, daß Sie mir einen neuen Angriff auf Ihre Güte nicht abschlagen können. Der gute liebe Alte, der nun einmal meine junge Poesie zu seinem Pflegekinde gemacht hat, will, ich soll Sie um einen Verleger bitten für ein neues Werk, dem zum Erscheinen weiter nichts fehlt, als ein solcher. Es soll den Titel führen: Kranz der Zeit, oder vielleicht auch: Eiliger Kranz der Zeit . . . . Ich sähe es gerne schon morgen gedruckt, einmal um seiner selbst willen, aber fast noch mehr aus sehr materiellen Rücksichten, nämlich um so viel Geld dafür zu kriegen,

um wenigstens diesen Winter nicht mich hier einschneien lassen zu müssen, sondern nach Berlin zu gehen. Meine Verhältnisse sind so, daß ich diesen meinen heißesten Wunsch nicht wohl auf andere Weise zu erreichen hoffen darf."

„Ihnen ist es ein sehr Kleines und mir, dem Namenlosen, Verbindungslosen, sehr ein Großes, ein solider, bezahlender Verleger. — Wenn Sie statt des Kranzes der Zeit etwas nicht Patriotisches geeigneter finden, so habe ich auch einen Almanach der Sonette in Bereitschaft, bestehend aus verschiedenen Abtheilungen, deren eine: Amaryllis, eine andere Athnesia, eine Apotheose (worunter er wahrscheinlich Agnes versteht), — dann: April-Reise-Fragmente. Meine übrige Lyrik liegt noch zu sehr im Chaos, und weiter hab' ich nichts, einige dramatische Studien ausgenommen, die nicht zum Drucke bestimmt sind . . ."

„So habe ich Ihnen denn mit schülerhafter Geschwätzigkeit, aber mit reinem Vertrauen meine Angelegenheiten aufs Papier geschüttet. Verzeihen Sie mein Stammeln, verehrungswürdiger Mann und würdiger Meister der Kunst, die mein einziges Besitzthum ist und meine einzige Hoffnung."

Zu gleicher Zeit schreibt Rückert an Hohnbaum den jüngeren mit etwas mehr Selbstbewußtsein: „Es sind abgeschmackte Geschichten, die Anstalten, die man immer erst machen muß, um etwas, das man mit Mühe gewonnen hat, an den Mann und unter die Leute zu bringen." Und dabei zeigt er sich „gar nicht abgeneigt, mit dem Kranze der Zeit einen Band Lyrika drucken zu lassen, und zwar lauter Sonette," — und bittet seinen Freund, zu den bei ihm befindlichen Sonetten Randglossen zu machen, was ihm anstößig, unbedeutend, zu verbessern erscheine u. s. w. „Ich werde das", sagt er, „salva ratificatione von Seite der Frau Muse besonders gern benutzen. Dabei brauchen Sie gar nicht sehr schonend zu sein; denn Sie wissen schon, daß es mir auf ein Dutzend Sonette gar nicht ankommt. — Requirieren Sie doch gefälligst von Herrn von Schuler ein Manuskript (auch Sonette), das er von mir schon

eine ganze Ewigkeit hat, und sehen Sie sich's auch an. — Ich wollte nur, daß ich Ihnen mit dem Drachen aufwarten könnte, der eine ganz eigene Figur präsentiert, mit der ich übrigens nicht mehr recht zufrieden bin. Nämlich dieser Drache ist eine politische Posse; vielleicht hat Ihnen Truchseß davon gesagt." — Lang genug sollte dieser Drache im Verlies des Dichters liegen; er erschien — unter seinem wahren Namen Napoleon — erst in den Jahren 1816—18 im Druck.

Indes ließ Fouqué, der Hort der Hoffnung des jungen Dichters, lange auf eine Antwort warten. Nur in einem Briefe an Truchseß hatte er den Wunsch einfließen lassen, Rückert möge Beiträge für das Frauentaschenbuch einschicken. — Rückert sendet (5. Januar 1815) ein Stück und stellt noch anderes in Aussicht, bedauert aber, nichts von Novellen und dem ähnlichen zu haben, „da seine Prosa noch ungeboren sei." — Zugleich wiederholt er, durch einen Brief von Truchseß unterstützt, schüchtern seine Bitte um einen Verleger für den Kranz der Zeit, und erhält nunmehr sofort eine Antwort, aus der er aber nur so viel herausliest, „daß die lyrische Darstellung der Zeit für ihn nicht an der Zeit sei," oder wie Truchseß die Worte Fouqué's richtiger verstand, „daß die freimüthigen Gedichte in dieser noch so sehr gebundenen Zeit schwerlich an einem größeren Druckorte die Censur passieren würden."

Rückert selbst meint jetzt, es sei ganz gut, daß es nicht so schnell mit der Herausgabe gehe, da er immer noch den Kranz zu erweitern, zu runden und besser zu ordnen habe.

Aber während alle vor dem Gespenst der Censur zu zagen schienen, war es der hochwürdige Herr von Rodach, der frischen Muthes für seinen jungen Freund ins Feld trat. Rasch entschlossen nahm er den Kranz der Zeit in Selbstverlag, und bereits im März versendet er und Truchseß Circulare und Subscriptionslisten in alle Welt. — Alles wegen des Subscriptionswesens, hieß es darin, geht ganz allein an den Superintendenten Hohnbaum in Rodach.

Doch für solche Geschäfte war der Patriarch wie der Ritter doch noch zu unerfahren, und sie waren froh, als im Juni 1815 Cotta sich als „billiger Verleger“ (mit drei Louisdor Honorar für den Bogen) fand. Auch dieser glaubte, nur in einem kleinen dunkeln Winkel der Welt den Druck wagen zu dürfen, und Rückert ging deshalb nach Hildburghausen, um mit der löblichen Hofbuchdruckerei von Hanisch zu unterhandeln. Aber auch die Hildburghäuser Presse war nicht allzu eilig; erst nach fast zwei Jahren erschien der Kranz der Zeit.

Inzwischen hatte der Ritter den kühnen Plan, seinen Pflegling unter den „edlen“ Preußen in Berlin zum großen Dichter werden zu lassen, hartnäckig festgehalten und vielfach ausgesponnen. Zuerst hatte er sich an die Eltern gewendet, „rechtliche Leute, die aber keine ästhetische Bildung haben und bloß andern Leuten aufs Wort glauben, daß ihr Sohn ein großer Dichter ist, was sie zwar gerne thun, aber doch immer unter dem Vorbehalt, daß es ihnen lieber wäre, ihr Sohn hätte eine nur halbweg einträgliche Advokatenpraxis.“ Auch eine Würzburger Professur, die in Aussicht stand und für deren Erlangung Truchseß behülflich sein wollte, hätten sie sich gefallen lassen; aber „Freimund widerstrebte,“ — wie der Ritter meinte, „mit Recht, da die Individualitäten ihr Recht haben.“ Zum Glück war damals Fouqué's lobreicher Brief gekommen und, auf dies Testimonium sich stützend, hatte Truchseß die Eltern für den Berliner Plan gewonnen.

Und nun wendet er sich mit seinem Anliegen an die Herzogin von Hildburghausen. Er sendet ihr Rückert'sche Gedichte im Manuskript, namentlich das „Kreuz am Himmel“ und „Magdeburgs neue Schutzheilige“; „und die Fürstin,“ so schreibt er in seinem warmblütigen Eifer an Fouqué, „sandte sie ebensogleich an ihren Bruder, den Erbprinzen von Mecklenburg nach Wien, und dieser gab sie sicher ebensogleich seinem Schwager, dem König — —. Ich nehme mir viel, aber Rückert muß nach Berlin hin! — Ich wende mich an Dich, den Dichter und Freund und edlen Mann.

Der Erbprinz von Mecklenburg soll zwar Gefühl für das Schöne haben, seine Schwestern innigst lieben und ist Schwager des edlen Königs; aber er bleibt doch nur Fürstensohn, kennt die bürgerlichen Lebensverhältnisse nicht und am wenigsten die des Dichters. Du bist selbst so recht Dichter und edler Mann dazu und rein guter Mensch obendrein. Du mußt also mit Deinem König von und über unsern Rückert sprechen; denn mir scheint es wahrlich nicht gleichgültig, sondern was Großes, Einziges, wenn so ein kräftiger Zeitdichter, wie Rückert, einer kräftigen und gerechten Regierung, wie die Euere, zur Seite steht. Daß fester Gehalt für unseren Dichter daraus hervorgehe, versteht sich wohl; denn sorgliches Hinbrüten erstickt doch wohl die Stimme des Gesangs, und ein schickliches Nebengeschäft, das aber wirkliches Geschäft dabei werden wird und muß, wird sich für Rückert ja auch wohl finden, vielleicht bei seiner vielseitigen Ausbildung und Sprachkenntniß ein Bibliothekariats-Geschäft. Hier hast Du, theilnehmender Mensch und Freund Deines Königs, mein langes Nachdenken . . ."

Die Hoffnung des Ritters wurde getäuscht. Fouqué erklärte es für unausführbar, den jungen Dichter auf geradem Wege zu den Stufen des Thrones zu führen und gab ihm den Rath, sich vorerst durch Dramen auf dem Berliner Theater einen Namen zu machen.

Als aber der wieder ausgebrochene Krieg allen Friedensplänen ein Ende zu machen schien, schreibt Rückert, daß er sich für den Weg aufs Theater ruhigere Zeiten vorbehalten müsse, „wo nicht das Kriegstheater der kleineren spotte". Berlin, sagte er, habe er natürlich aufgegeben, und setzt dann hinzu: „Edler Herr, Sie haben das vorige Mal Sorge gehabt, mich wegen des versäumten Feldzuges in Ihren Augen entschuldigt zu sehen; was soll mich nun entschuldigen, da ich den neuen wieder zu versäumen im Begriff stehe? Meinen Familienverhältnissen, von denen Ihnen Truchseß geschrieben, darf ich es nicht aufbürden, sondern muß es auf mich selbst nehmen. Denken Sie einstweilen das Beste von mir; ich hoffe, die Zeit noch zu erleben, daß meine Handelsweise (oder

eigentlich Nichthandelsweise) vor Ihnen und meinen andern deutschen Freunden sich rechtfertige. Ich werde vorerst nichts thun, als hier unter meinen Landsleuten warten und zusehen. Freilich ist ein Landsturm auf dem Papier, der in solcher Art auch nie auf wirklichem Fuße wird stehen können, und ein Verbot, keine gefährlichen deutschen Kleider zu tragen, alles, was wir Neubayern bis jetzt haben."

Doch noch zu rechter Zeit wird der Dichter aus seinem düsteren und ziellosen Zuwarten aufgerüttelt und, während der Norden sich ihm verschließt, unerwartet auf neuen Bahnen nach Süden geleitet.

Des Dichters Zug nach Süden.

Im Frühherbst 1815 führte Rückert's guter Stern den Schützling des Ritters, seinen theuern Wangenheim, von Würtemberg zur Bettenburg. Gäste strömten zu und ab, und das Schloß, wie wir schon Seite 150 erwähnt, erklang von Jubel, fast lauter noch, als beim Hochzeitfeste. Schleunigst aber wurde Rückert herbeigerufen, und er und Wangenheim, die hier zum ersten Mal sich sahen, wurden bald, zu des Ritters großer Freude, „so recht, recht innig und fest".

Auch Hohnbaum und der alte Waffenkumpan von Schuler mußten kommen, und zwischen Festivitäten und frohen Gelagen (bei denen Rückert seine Rauschsprüche dichtete) hielten die auserwählten Freunde ernste Berathungen über Rückert's Zukunft.

Der rath- und thatreiche Wangenheim hatte bald einen Weg gefunden. Mit aller Zustimmung vermittelte er den Eintritt Rückert's in die Redaktion des Stuttgarter Morgenblatts.

Es war vielleicht der beste Dienst, der unter den gegebenen Verhältnissen dem sorglos Zögernden und wählerisch unentschlossenen Dichter geleistet werden konnte.

Schon Ende November ging Rückert nach Stuttgart, und hier in dem liederreichen Schwaben fand er einen Kreis bedeutender Männer, unter diesen bald neue Freunde und vielfachen Antrieb zu ernster Arbeit.

Mit Fouqué trat er mehr und mehr in literarischen Verkehr.

Sie feilten sich ihre Arbeiten und nahmen sie in ihre Blätter, das Frauentaschenbuch und das Morgenblatt, gegenseitig auf.

Rückert dankt es dem Meister, daß er ihn zur Arbeit treibt. „Aus dem Herzensgrund meiner Saumseligkeit“, so schreibt er, „bitte ich Sie, daß Sie Wort halten, mir mit scharfen Sporen zuzusetzen, daß ich voran machen muß. Das Gedicht für die Bettenburger, das Sie wollen, ist in der Feder stecken geblieben, oder eigentlich eingebrockt worden auf einer dazwischen kommenden Reise nach Frankfurt mit Wangenheim.“

Auch mit Truchseß blieb er in brieflichem Verkehr; und der alte Ritter wird nicht müde, „ungeheuer viel für ihn zu diktieren“, wenn auch Rückert nur selten Antwort ertheilt.

Indes bei seiner mechanischen Redaktionsarbeit vermochte der Freiheit gewohnte Dichter nicht lange auszuhalten. Schon mit dem Ende des Jahres 1816 trat er von dem Morgenblatt zurück. An Fouqué schreibt er darüber: „Meine Thätigkeit beim Morgenblatt (die zwar stets eine Unthätigkeit war) ist seit Neujahr eingestellt, was Ihnen nicht recht sein wird, da Sie immer, und vielleicht mit Recht, meinten, es habe von dieser Stellung aus vortheilhaft und wichtig aufs Publikum gewirkt werden können. Kann sein; aber gewiß ist, daß ich der Mann dazu nicht war. Jetzt ist die Huber an meiner Stelle, die schon viel eher die Frau dazu ist. Meine übrige Verbindung mit Cotta ist erhalten, ja noch freundschaftlicher und fester geworden.“

Vorerst blieb Rückert in Stuttgart, um noch manche Arbeit, namentlich auch den Druck des Kranzes der Zeit zum Abschluß zu bringen. Aber mit diesem Schmerzenskind ist er nun auch schon völlig unzufrieden, erinnert sich, daß „Hohnbaum treffend vorausgesagt habe, der Kranz der Zeit werde ein Kranz zur Unzeit werden“, und schreibt auf das Exemplar, das er, in grünen Umschlag gebunden, seinem theuern Ritter sendet, die Worte:

Dieser Kranz ward grün gebunden,
Weil er selbst ward dürr befunden.

Dazu aber erhält Truchseß von seinem Wangenheim die Mittheilung, Rückert habe sich fast zu Schanden gearbeitet „an einem gewaltig großen, vielumfassenden Gedichte" (vielleicht der Bau der Welt oder Edelstein und Perle) und sei jetzt einmal wieder recht uneins mit sich.

Der gute Ritter wird besorgt: „Jedenfalls bedarf Rückert Abspannung und Erholung," schreibt er an Fouqué; — „viel kann ich ihm nun eigentlich nicht geben, aber wahrlich viel Liebe. Ich habe daher sogleich ein Brieflein an ihn abgeschickt mit der Bitte, bei mir auszuschnaufen."

Aber der Dichter rüstete sich bereits zu einer weit größeren Reise. Sein kühner Plan, der ihn nach der Schweiz und über die Alpen hinüber nach Italien zu einem längeren Aufenthalte in Rom führen sollte, war zur Ausführung gereift; und eben Wangenheim, der ihn nach Stuttgart geführt, — der mächtige Kultusminister, der mit dem jungen Sänger Du und Du sich nannte und sein Leben hindurch mit ihm innig verbunden blieb, trieb jetzt seinen jugendlichen Freund mit allem Eifer nach der Heimath der Kunst. Ja, er verhieß ihm für die Zeit seiner Rückkehr auch „einen angemessenen Wirkungskreis in der Bürgerlichkeit," — freilich ohne zu ahnen, daß die Macht dazu noch vor des Jahres Ende ihm sollte genommen werden.

Im Anfang des Juni kam Rückert nach Franken, um vor der großen Reise von seinen Eltern und von Truchseß, den beiden „Gleichgeliebten", Abschied zu nehmen.

Von Ebern aus schreibt er am 23. an Fouqué, meint, er habe „ihm wohl genug Vorrath fürs Frauentaschenbuch geschickt, daß er aus Italien nichts zu schicken brauche, als Grüße und Orangendüfte", und schließt seinen, nach Gewohnheit nächtlich geschriebenen Brief mit den Worten: „es schlägt eben vier Uhr Morgens und um diese Stunde habe ich schon, diesmal in Gesellschaft einiger Mädchen, auf den Socken sein wollen auf dem Wege nach der Bettenburg zu."

Wer sind die Mädchen? Etwa die schönen Schwestern, mit denen er vor zwei Jahren auf der Bettenburg Kirschenernte hielt? — Wir wissen es nicht. — Aber es ist Zeit, daß wir nach dem lieben Heimchen sehen, das der Dichter bei seinem Zuge nach dem Süden im Effelder Pfarrhaus zurückließ.

Des Dichters treue Liebe.

Wir haben von dem Glücke der Liebenden erzählt, aber noch nicht bemerkt, daß in ihren Himmel die irdische Welt einen trüben Schatten warf. Es war die Besorgniß, die namentlich der Vater Friederikens hegte, daß aus allen schönen Liedern des Dichters doch kein häuslicher Herd sich erbauen lasse. Diese Besorgniß wurde auch durch Rückert's Eintritt in die Redaktion des Stuttgarter Morgenblattes nicht verscheucht; und der ideale, um irdische Dinge wenig bekümmerte Dichter mochte fürchten, daß die kühle Ueberlegung des Vaters auch der Stimmung der Tochter sich mittheile.

Zwar entspann sich anfangs zwischen Effelder und Stuttgart, wo eine interessante Frau vergeblich ihn zu fesseln suchte, ein ziemlich lebhafter Briefwechsel; aber in Rückert's lieberfüllte Briefe mischten sich leise Zweifel an die volle Liebe und Hingebung der Geliebten; und diese hinwieder fühlte sich durch solche Zweifel und schmerzliche Klagen mehr gekränkt, als gerührt.

Er sendet beim Beginn des Jahres (1816) von Stuttgart einen „Neujahrsgruß an die Liebste“.

O Jahr, du neues junges,
Das unterm Himmelszelt
Du jetzund raschen Schwunges
Durchfleugst die ganze Welt!
Ich kann wie du nicht eilen;
Statt meiner trage du,
Ich bitte, diese Zeilen
Der fernen Liebsten zu.

Sie hat mir nicht geschrieben,
Was ich doch wissen muß,
Ob sie mir treu geblieben
Bis zu des Jahres Schluß;
Ich habe nicht erhalten
Versichrung, ob sie fein
Will lieben aus dem alten
Ins neue Jahr hinein.

Wie wenn das Trumm zerrissen
Wär' in der Neujahrsnacht?
Ich bitte, lass' sie's wissen,
Daß es mir bange macht.
Sie soll sogleich mir schreiben
Des ersten Tags in dir,
Ob sie noch mein will bleiben
Und ich soll bleiben ihr.*)

Er dichtet ihr Heimwehlieder, von denen drei im Morgenblatt Nr. 15 und 24 vom Jahre 1816 abgedruckt sind, und andere Lieder und Liedchen, — namentlich auch solche, in denen Heim, Daheim und Heimchen in Reimen immer wiederklangen.

Die Geliebte aber fand sich, vielleicht weniger durch den Inhalt, als durch die Veröffentlichung mehrerer Lieder von neuem verletzt und brach bald darauf den Briefwechsel ab.

Ob Rückert bei seinem Besuche in der Heimath (im Juni 1816) seine Friederike wieder sah, wissen wir nicht. Doch seine treue Liebe klingt auch noch in seinen italienischen Gedichten wieder; denn eben diesen Gedichten reiht er die erwähnten drei Heimwehlieder ein,**) und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß auch Nr. 3—6 der (italienischen) „Liebesgedanken" seiner Friederike galten, namentlich das schöne Gedicht:

*) Gedruckt im Morgenblatt 1816, Nr. 2.

**) Ein Heimwehlied findet sich (unter dem Titel Sestine) in den ges. Gedichten I, 520 und in den ges. Werken V, 58; die zwei anderen sind mit der Ueberschrift „Liebesgedanken" in den ges. Ged. I, 513 Nr. 1 und 2 unter den italienischen Gedichten mitgetheilt, in den ges. Werken aber dem Liebesfrühling I, 503 Nr. 4, und 504 Nr. 5 eingefügt.

Ich wollte, daß der Frieden,
Der von mir ist entflogen,
Bei dir wär' eingezogen
Und ewig wohnt' auf deinen Augenliden!
Dann wollt' ich ja zufrieden
Durch diese Stürme wogen,
Wär' all die Wonne, die mir ist entzogen,
Vom Glücke dir beschieden!
O du, die mir hienieden
Das Theuerste, was unterm Himmelsbogen!

Gewiß ist, daß Rückert nach seiner Rückkehr aus Italien, im Anfang des Jahres 1819, eine Versöhnung herbei zu führen suchte. Er schrieb an die Geliebte, bat seine Freundin, Frau Hofrath Bergner, um Uebermittelung des Briefes, und auch der gute Truchseß schrieb einen „schönen Brief" an Friederike.

Rückert hatte gebeten, die Geliebte in Coburg besuchen zu dürfen; und dieser Besuch scheint angenommen worden zu sein. Aber entweder bei diesem oder bei einem andern Begegnen am Ufer der Itz kam es zu einer leidenschaftlichen Scene, die für immer die Liebenden trennte.

Rückert trauerte um seine Friederike, schmerzlicher vielleicht und jedenfalls vorwurfsfreier, als einst Göthe um die seinige. Drei Jahre später aber feierte er seinen Liebesfrühling und bald darauf, im Jahre 1823, reichte Friederike (33 Jahre alt) einem trefflichen, mit hohen Tugenden und Ehren geschmückten Manne ihre Hand.

Es war der damalige Regierungspräsident und spätere königlich preußische Geheimerath Keßler, den wir als jugendlichen Gast der Bettenburg und als Biographen des „alten Heim" bereits kennen lernten. Seine erste, 1821 gestorbene Frau war eine Tochter, — seine zweite, Friederike, eine Nichte des alten Geheimerath Heim, und eben in Berlin, im Hause Heim's, bei dem Friederike damals lebte, verlobte er sich mit ihr.

Noch vor ihrer Verheirathung gab sie auf Keßler's Wunsch die Briefe und Gedichte zurück, die sie in schöner Zeit von Rückert

erhalten hatte, und mehrere der zurückgegebenen Lieder sollen, wie uns berichtet wird, später in den Liebesfrühling und andere Dichtungen Rückert's eingeflochten worden sein.

Die viel besungene Effelder Pfarrtochter wurde übrigens eine würdevolle, nach allen Seiten hin treffliche Geheimeräthin, während sie doch auch ihrem Dichter eine treue Erinnerung bewahrte.

Jahrzehende waren verflossen seit den schönen Tagen auf der Bettenburg, und den Liebenden, die dort geschwärmt, begann schon das Haar zu bleichen; da sollten sie noch einmal im Leben sich wieder sehen.

Im Jahre 1843, als Friederike mit ihrem damals schon leidenden Manne die liebe Thüringische Heimath wieder aufsuchte, gingen beide von Coburg aus nach dem glücklichen Neuseß, wo eben der Dichter Sommerruhe hielt. Friederiken's jüngste Schwester Christel und der alte Freund Georg Habermann, der Geliebte der sternengleichen Agnes (vgl. S. 24), begleiteten sie.

Rückert aber war eben in eine dramatische Dichtung vertieft, und als der Besuch ihn von seiner Arbeit aufscheuchte, brach er in die tragi-komischen Worte aus: „Ach, was soll aus meinem Trauerspiel werden," — ein Ausruf, den die Gäste im Laufe des Gesprächs, das bald in heiteren Fluß kam, zu manchen Neckereien gegen den Dichter ausdeuteten.

Keßler starb drei Jahre später, und dem Geschiedenen setzte seine Gattin in einer trefflich geschriebenen Biographie ein schönes Denkmal.

Einundzwanzig Jahre lang trug sie den Wittwenschleier und bis ins hohe Alter erhielt sie sich ihre Geistesfrische, wenn auch in den letzten Jahren ihres Lebens sie des Gehöres fast ganz beraubt war.

Nicht gar lange nach dem Tode ihres Dichters, am 1. Okt. 1867, starb Friederike. Sie ruht fern von ihrer Heimath, — in Iserlohn, wo ein geliebter Sohn sie zur letzten Ruhe geleitete.

Des Ritters Augenlicht erlischt.

Wir kehren zu unserem Ritter auf der Bettenburg zurück. — Er fühlte sich vereinsamt, seitdem sein junger Freund auf der Burg fehlte, aber hocherfreut, als der Dichter von Stuttgart aus ihm, dem Rosenfreunde, zum Geburtstags-Angebinde ein „Rosenlied" *) und seiner Köchin eine Rosenhaube sandte.

Fleißig war er mit seinem Kirschenwerk beschäftigt und endlich, im Jahre 1819, nach mehr als dreißigjähriger Arbeit, erschien es im Drucke unter dem Titel: „Klassifikation und Beschreibung der Kirschensorten" in Cotta's Verlag, ein stattliches Werk von 46 Bogen, in dem nicht weniger als 441 verschiedene Kirschensorten aufgeführt und beschrieben werden. Mit Freuden wog der Ritter den starken Band in seinen Händen und theilte sich mit seinem treuen Gehülfen von Effelder in das Lob, das die pomologische Welt dem Truchseß-Heim'schen Werke in reichem Maße spendete. — Heim aber starb schon im Jahre 1820.

Im Jahre 1821 kam Rückert von Coburg her nach der Bettenburg, um den Geburtstag seines greisen Freundes zu feiern. Einsam bei einander saßen sie beim Mahle, — der 66jährige Ritter und der 33jährige Dichter, und in welcher Stimmung, — das deutet Rückert in einem seiner Gedichte an:

Dein denk' ich, der zuerst du lauschtest meinem Psalter,
Du von der Bettenburg mein Alter!
Von Rosen deines Parks umwunden,
Geburtstag feierten wir zwei verbunden,
Als voll dein sechsundsechzigst Jahr,
Und mein die Halbscheid dreiunddreißig war.
Du stießest klingend an das Glas mit mir
Und sprachest laut mir vor, nach sprach ich's leise dir,
Was wieder ich nachspreche hier:
Jung sind wir,
Jung waren wir, jung bleiben wir,
Zur ewigen Jugend erwachen wir!**)

*) Ges. Ged. II, 424, ges. Werke II, 128. — **) Ges. Werke VII, 53.

Im Juli 1822 erhielt der Ritter von seinem guten Heinrich Voß einen Brief, der wie ein rührender Abschiedsbrief lautete und mit einer Uebersetzung des Byron'schen Gedichtes schloß:

Wenn Todesschauer uns umschauern,
Ach wohin flieht der ew'ge Geist?
Er kann nicht sterben, hier nicht dauern,
Er läßt den dunkeln Staub verwaist.
Wird er dann körperlos durchschreiten
Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit uns die fernsten Weiten
Ausfüllen auf dem großen Plan?

„Zu meinem innigsten Dank gegen Gott gehört es, daß ich diesen Heinrich Voß finden mußte." So hatte einst der Ritter geschrieben. — Treu und fest waren sie verbunden geblieben. Aber drei Monate nach jenem Abschiedsbriefe starb des alten Bettenburgers jugendlicher Freund.

Inzwischen war das Auge des Ritters immer dunkler geworden. Richter in Göttingen hatte gemeint, den grauen Staar durch auflösende Mittel zerstören zu können, aber nach Jahre langem nutzlosen Gebrauch mußte diese Kur aufgegeben werden, und der arme Blinde tröstete sich: „Ich danke nur Gott, der mir einen so festen Körperbau gab, daß dieser durch die auflösenden Mittel nicht ganz aufgelöst wurde."

Endlich schien die Nacht gereift zum Lichte und Langenbeck von Göttingen wurde berufen, um dem 67jährigen Greise zunächst das linke, völlig erblindete Auge zu operieren. Mit ängstlicher Spannung sahen Verwandte und Freunde, mit freudiger Hoffnung der Blinde selbst dem Erfolge entgegen. Rückert besuchte ihn, und Wangenheim schrieb von Dresden aus voll herzlicher Theilnahme.

Der liebreiche Mann, — er wollte das Glück nicht allein genießen. In den Dörfern umher ließ er nach armen Blinden suchen und nahm ihrer drei in die Burg, damit sie mit ihm zugleich geheilt und gepflegt würden.

Und bei allen vieren bewährte sich die kunstgeübte Hand des Arztes. Mit unendlichem Entzücken sah der Greis, als im verdunkelten Zimmer die Binde von seinem Auge gelöst wurde, die dämmernde Welt um sich, und harrte des Tages, wo er hinaus sehen dürfe in die sonnige Flur, die ihm nur noch in der Erinnerung lebte. Da trat, vielleicht durch einen verfrühten Gang im Garten in der kühlen Oktoberluft veranlaßt, plötzlich eine Entzündung des operierten, und bald auch des anderen Auges ein. Langenbeck blieb 14 Tage, sein Assistent sechs Wochen, aber alle Hülfe war vergeblich. Während die drei Armen sehend heimgingen und ihren Wohlthäter segneten, wurde diesem nichts als der schwache Lichtschimmer seines rechten Auges gerettet.

Aber sein froher Muth blieb ungebrochen; seine Beschäftigungen gingen fort, wie sonst, — namentlich seine Korrespondenz. Auch der alte Heim in Berlin, der doch gewiß wenig Zeit zum Schreiben hatte, erfreute ihn mit Briefen, und viele theilnehmende Besuche, wie der des edlen Ministers von Lerchenfeld und seines Bruders, des Domprobstes, und zweier Söhne des Kanzlers von Müller in Weimar und andere, gereichten ihm zu großer Befriedigung.

Alte Freunde mit jugendlicher Liebe.

Am 24. August 1820 war Hohnbaum auf der Bettenburg, und die beiden Freunde feierten an diesem Tage den Bund ihrer sechsundvierzigjährigen Freundschaft und zugleich den Tag, an dem vor 40 Jahren der Ritter den Besitz seiner Burg angetreten hatte.

Beide hatten ihr langes Leben hindurch in vertrautem Briefwechsel gestanden, und wie werth dieser Briefwechsel dem Ritter war, spricht er, nahe am Ende seines Lebens, aus: „Deine Briefe," so schreibt er an Hohnbaum, „müssen Eigenthum meiner Verwandten bleiben, damit sie sehen, was Du mir warst und wie ich durch Dich geliebt und erhoben wurde."

Das vertrauliche Du aber, mit dem Truchseß fast eben so zurückhaltend war, als Hohnbaum, hatte er ihm erst in hohem Alter angeboten, und der greise Freund erwiedert auf des Ritters Brief (am 16. Nov. 1821): „Ist endlich Dein Herz übergelaufen, lieber Truchseß? Ist es Dir gegangen, wie dem Joseph in Aegypten? „„Er konnte sich nicht enthalten, vor allen, die um ihn herstunden. Er fiel seinem Bruder Benjamin um den Hals und weinte, und Benjamin weinte auch an seinem Hals.““ — Der Gebrauch dieser höchsten Vertraulichkeit kommt mir nicht ungewohnt für; denn mein Herz nannte Dich längst Du, obgleich mein Mund nie den Abstand vergaß, in den Dich Deine Geburt von der meinigen setzte. Aber unerwartet kam mir Dein Anerbieten. Wir haben einen sehr langen Weg mit einander zurückgelegt; es gab der Augenblicke viele, wo das Du unseren Lippen hätte entschlüpfen können, — und jetzt nahe am Ziel? — —. Der angeführte Grund, nur Jüngere so benennen zu wollen, wird dadurch entkräftet, daß Du Deinen ältesten Freund im Himmel nie anders anreden konntest und schon als kleiner Junge mit ihm Brüderschaft gemacht hast. Laß mir den Stolz, daß Du mich am längsten geprüft und gefunden hast, ich sei Deiner innigen Vertraulichkeit nicht unwerth und würde sie gewiß nicht mißbrauchen. Houwald und Fouqué haben sie durch hohe Talente des Geistes in der Ferne gewonnen; ich thue mir etwas darauf zu gut, durch Eigenschaften des Herzens, die eine lange und nahe Probe aushielten, sie erworben zu haben. Du bist mein Bruder, — mein Bruder, als wenn ich mit Dir unter einem Mutterherzen gelegen wäre. Du bist mein Bruder, weil ich Dich aus voller Seele liebe, und zwar mein einziger, weil ich mit keinem andern Menschen in der Welt in diesem Verhältniß stehe.“

Aber Truchseß ist von dieser Antwort nicht ganz befriedigt; sie komme ihm vor, schreibt er, wie eine Stamm- und Ahnentafel von Brüderschaften; — und eine Zeit lang wurden die Greise, wie es oft jungen Liebenden geschieht, in ihrer zärtlichen Liebe empfindlich und eifersüchtig.

„Daß ich als Aristokrat geboren wurde, ich kann nichts dazu," schreibt der alte Ritter, und der Patriarch schreibt ihm zurück: „Nein, Bruder, Du kannst nichts dazu! Du hast Dich noch auf eine ganz andere Weise geadelt, wie kein Kaiser adeln kann. Und mit diesem Deinem hohen Adel möchte ich Dich jetzt aus Liebe todt drücken. Dein Geburtsadel ist nur Folie und Einfassung; Dein Seelenadel ist der Brillant."

In einem späteren Briefe schreibt Truchseß: „Liebster alter Freund, annehmen will ich, muß ich, daß wir einander nicht kränken wollten. Dein Blick gen Himmel und die Hand auf die Brust bestätigte es; und ich nahm es mir vor, als ich gestern zum Tische des Herrn schritt;" — und Hohnbaum schreibt: „Daß Du mich gern von allen Flecken rein haben möchtest, rührt mich tief. Glaube mir, daß es mein eigenes Bestreben ist; ich werde aber nunmehr nicht ganz mit mir fertig werden, z. B. mit der Eifersüchtelei, die Du mir vorwirfst. Gott hat ein großes Maß von Liebe in mein Herz gelegt. Wen ich liebe, den liebe ich ganz, mit allen Kräften und allem Vermögen. Ich bin unglücklich, wenn ich fürchten muß, die Person fühle es nicht, daß ich mich ihr ganz hingebe. — — Ich bin nicht sowohl auf Deine Liebe gegen andere, ich bin eifersüchtig auf die Liebe anderer gegen Dich, weil ich glaube, sie schätzen Dich nicht so, wie ich. Du wirst wohl noch länger an diesem Flecken zu waschen haben, weil ich ihn noch zu entschuldigen suche. — — Lebe wohl, theurer Freund, lebe wohl! Dies werde ich wünschen, so lange noch meine Feder schreibt, meine Seele denkt und mein Herz lieben kann!"

Im November 1824 endlich, nachdem er sein Testament gemacht, schreibt Truchseß an seinen „nun voll 50jährigen Freund": „Und so in Frieden mit der ganzen Welt, in Ruhe und demüthiger Hoffnung schreite ich denn „„zum ewigen Jugend-Erwachen"" entgegen, — hier und jenseits Dein alter wahrhafter und treuer Freund Truchseß."

Des Ritters Ende.

Im Vorgefühl seines nahen Todes hatte der Ritter, umständlich und umsichtig, seinen letzten Willen aufgesetzt. Dem Dokumente angefügt war sein gewöhnlicher Trinkspruch:

„Jung sind wir, jung bleiben wir,
Zur ewigen Jugend erwachen wir.“

Es war stets sein Glaube gewesen, und er pflegte ihn bei jeder Gelegenheit mit hartnäckigem Eifer zu vertheidigen, daß der Tod nicht zu beklagen, sondern als Anfang eines höheren Lebens zu preisen sei. Er bewährte diesen Glauben.

Als er in langen, schweren Leiden auf seinem letzten Lager der Erlösung harrte, wiederholte der blinde Greis sich und den Seinigen zum Troste immer wieder das Wort: „Nun, jenseits wird es besser, dort bekommen wir ja alle das ewige Licht.“

Am 19. Februar 1826, drei Monate nach seines Freundes Tod, verschied der Ritter. Die ganze Nachbarschaft strömte herbei, ihm das letzte Geleite zu geben. Auf dem Kirchhof zu Manau begruben sie ihn; denn hier, unter seinen Bauern, nicht im Erbbegräbniß seiner Ahnen, hatte er sich die Ruhestätte bestellt.

Vier Wochen nach seinem Begräbniß, — so hatte er es ausdrücklich bestimmt, — versammelten sich Verwandte und Freunde auf der Burg, hörten in der Kirche eine Gedächtnißrede auf den Geschiedenen und vereinigten sich dann bei einem Mahle. Es solle „ein frohes Mahl sein“, hatte der Ritter in seinem Testamente verlangt. Aber manche Thräne floß, und beim Abschied sangen sie das Miller'sche Lied: Traurig sehen wir uns an 2c. 2c.

Des Dichters Todtenklage.

Zu Trümmern ist noch nicht das Schloß geworden,
Das fränkische, wo ich mehr Lieder sang,
Als auf der Wartburg jener Sängerorden.

Er aber, den gefreut mein Liederklang,
Der alte Burgherr ritterlichen Wuchses,
Um den sich meiner Jugend Ranke schlang,
Er meines ersten Lorbeers oder Buchses
Nachsicht'ger Pfleger, der ihn nie beschnitt,
Dahingegangen ist mein guter Truchseß,
Mit dem ich oft die Bettenburg umschritt,
Die gastliche, wo ich fast Heimrecht hatte.
Zum Grab gelangt ist jüngst sein müder Tritt.
Kühl über seiner Ruhe sei der Schatte
Und feierlich der Abendlüfte Spiel
Mit des von ihm gepflanzten Haines Blatte!
Dies Lispeln auch von müß'gem Dichterkiel
Soll ihm geweiht zum Angedenken dauern,
Nicht weil es mir, nur weil es ihm gefiel.
Fort wachs' es mit dem Moos der alten Mauern,
Und mit den Gräsern unter jenem Baum,
Die dort noch flüstern in der Nachtluft Schauern
Von Flor und Blankflor den idyll'schen Traum.*)

So feiert Rückert noch im Jahre 1835, im Nachwort zu Flor und Blankflor, die er 1815 auf der Bettenburg gedichtet das Andenken des dahingeschiedenen Ritters.

*) Ges. Ged. I, 174, ges. Werke III, 189.

Druck von Mahlau & Waldschmidt in Frankfurt a. M.

Kühner, Carl,

Dichter, Patriarch und Ritter Wahrheit zu Rückert's Dichtung

Frankfurt a. M. 1869